

MITTEILUNGEN
DES
VEREINS FÜR KASCHUBISCHE
VOLKSKUNDE

IM AUFTRAGE DES VEREINS

HERAUSGEGEBEN

VON

J. GULGOWSKI-SANDDORF

HEFT VIII
(ZWEITER BAND, III. HEFT)

LEIPZIG
OTTO HARRASSOWITZ

1913

PREIS 2,00 M.

INHALT.

	Seite
Iwan Baron von der Damerau-Dambrowski, Adelsgeschichtliches aus dem Erinnerungsschatz der Dombrowski, Kolkow, Zelewski in Pommerellen	113
Dr. F. Lorentz, Sagen, Märchen und Aberglaube in den in kaschubischer Sprache veröffentlichten Texten	130
Blech, Volkstümliche Sammlungen und Arbeiten, Haus-Bauernfleiß im germanischen Norden	140
Sagen: Klawikowski, 16. Die Sage vom Schloßberg bei Bendergau im Kreise Neustadt	147
Sitten und Gebräuche: J. Gulgowski, 7. Kinderspielzeug	148
Johannes Patock, 8. Plonowańi-Erntegluckwünsche	151
Anzeigen: Max Bür und Walther Stephan, Die Ortsnamenänderungen in Westpreußen gegenüber dem Namensbestand der polnischen Zeit. — E. Wernicke, Wanderungen durch die Tuchler Heide. — Führer durch Westpreußen. — Dettlefsen, Führer durch das Ostpreußische Heimatmuseum	155
Das Dorfmuseum in Sanddorf	160

ABBILDUNGEN.

1. Wappen der von Kolkow und von Dombrowski	127
2. Kinderspielzeug	150

Beiträge für die »Mitteilungen« und Bücher zur Besprechung sind an J. Gulgowski in Sanddorf bei Altbukowitz W.-Pr. zu senden.

Der Jahresbeitrag, wofür die Mitglieder die Vereinszeitschrift unentgeltlich erhalten, beträgt 3 M. und ist bis zum 1. Februar unter der Adresse »Verein für kaschubische Volkskunde. E. V. Karthaus Westpr.« porto- und bestellgeldfrei einzusende n.

Adelsgeschichtliches

aus dem

Erinnerungsschatz der Dombrowski, Kolkow, Zelewski in Pommerellen.

Weitergegeben von Iwan Baron von der Damerau-Dambrowski.

Östlich von dem Zarnowitzer See mit dem, südlich von dem uralten Nonnenklostertempel Zarnowitz selbst, vorgelagerten stattlichen Forst Neustadt liegt das Orts-Dreieck Schwetzin-Krockow-Reddischau mit seiner Basis »Krockow-Schwetzin« und seinen längeren fast gleichschenkligen beiden Seiten »Schwetzin-Reddischau« und »Krockow-Reddischau« in die Spitze »Reddischau« ausmündend. Die Geschichte dieser drei Orte verliert sich in die ältesten Zeiten des sog. Putziger Winkels, trat im Laufe des 13. und 14. Jahrhunderts in das schon hellere Licht dieser Tage, um dann im 15. Jahrhundert besonders durch jene Schlacht bei Schwetzin am 17. September 1462 in dem unseligen dreizehnjährigen Städtekrieg zu jener schmerzlichen Berühmtheit zu gelangen, die an den Tod des heldenmütigen »Fritz von Raueneck« geknüpft ist.

Die Kriegsfurie vor 100 Jahren weist für den Putziger Winkel strategisch bedeutsamere Episoden von ähnlich tragischen Folgen wie jenen Kampf bei Schwetzin im dreizehnjährigen Städtekrieg freilich nicht auf: an heldenmütigen Einzelzügen der Bevölkerung hat es deshalb aber in dieser neueren Zeit auch nicht gefehlt! Wir greifen heute hier einen solchen heraus, in dem eine heroische Ahnfrau der gegenwärtig noch blühenden »v. Kolkow« aus dem Hause Reddischau, ein Edelfräulein aus dem Blute der »v. Bach-Zelewski« des Hauses Schwetzin, eine allerdings beachtenswerte Rolle spielt. — Es mag im Jahre 1812 ge-

wesen sein. Die Franzosen jagten plündernd und brandschatzend durch die Ortschaften des Putziger Kreises und hatten so auch in Schwetzin die wertvollsten Stücke Vieh aus den Edel- und Bauernhöfen ungeachtet aller Vorstellungen der Bewohner weggetrieben und befanden sich mit ihrer Beute schon in einem der nächsten Dörfer, wo sie, ihres Raubes froh und gewiß, das geraubte Vieh draußen angebunden, sich selbst aber in den Gasthof begeben hatten und sorglos zechten. Das neunzehnjährige Edelfräulein »Apollonia v. Zelewska«, eine resolute, kurz entschlossene Persönlichkeit, deren Antlitz nach der Familientradition der in Rede stehenden »Dombrowski« auch schon ausgeprägt männliche Gesichtszüge aufgewiesen haben soll, kam gerade noch rechtzeitig genug von rüstiger Feldarbeit heim, um in das auch für ihren elterlichen Edelhof so verlustreich-verhängnisvolle Verfahren der bereits längst wieder verschwundenen plündernden Franzosen doch auch jetzt noch in ihrer Art eingreifen zu können. Kaum über die Schwelle ihres Vaterhauses getreten, verwundert schon über die noch offen stehenden leeren Vieh- und besonders Pferdeställe und von den untröstlichen Ihrigen von dem Vorfall unterrichtet und über den Vorgang schnell aufgeklärt, machte sie noch auf der Schwelle sofort Kehrt, zog ihr noch dampfendes und noch nicht abesatteltes Pferd, auf dem sie soeben vom Felde in den Hof eingeritten war, ohne langes Besinnen wieder aus dem Stalle und jagte, nachdem sie vom Hofgesinde die Richtung erkundet, in der die Fransosen weiter gezogen waren, diesen in gestrecktem Galopp nach. Die kühnste und verwegenste Reiterin der ganzen Umgegend hatte sie die Franzosen in einstündigem wildem Ritt eingeholt und ihr Zeehgelage bald entdeckt. Schnell schwang sie sich aus dem Sattel, band ihr Pferd — sie hatte schon vorsorglich, um sich durch lauten Hufschlag auf der gepflasterten Dorfstraße ja nicht vorzeitig zu verraten, auf einem sandigen Feldweg von hinten her dem Hofplatze des betreffenden Gasthofes sich genähert, auf dem das geraubte Vieh in wüstem Durcheinander zusammengetrieben, gedrängt, eingepfercht und teilweise angebunden stand und nach seinen heimatlichen Ställen brüllte und schrie — an den Fensterladen eines benachbarten Kathen, machte vier der schönsten von ihrem Hof geraubten Pferde eiligst los, die, ihre Herrin erkennend, durch ihr laut-

freudiges Gewieher beinahe den Anschlag verraten und alles vereitelt hätten, koppelte sie in fliegender Hast gleich zusammen, führte sie, die wohl merkten, um was es sich handelte, und daher kaum noch zu halten waren, vorsichtig zum Hofe des Gasthauses hinaus, wickelte das Ende des Koppelriemens um ihre kecke Reiterfaust, schwang sich wieder in den Sattel ihres Reitpferdes und jagte nun mit den so wieder erbeuteten Pferden unter laut lachendem Jauchzer und höhnisch triumphierendem Zuruf über den gepflasterten Dorfplatz heimwärts dicht unter den Fenstern der Dorfschenke vorbei, aus der die Franzosen verblüfft herausstürzten und gerade noch sahen, wie das prächtige Bild bereits auf der fernen Landstraße eben jetzt hinter einer aufwirbelnden vom letzten Abendsonnenstrahl vergoldeten Staubwolke verschwand. . . . Sei es nun, daß die Franzosen, bezechet, nicht in der Lage sich fühlten, die Verfolgung einer so kühn-wilden Reiterin mit Erfolg aufnehmen zu können, sei es, daß sie in einer ritterlichen Anwendung gegenüber der schneidigen Kühnheit des so beherzten Edelfräulein von einer Verfolgung abstanden: jedenfalls erreichte dieses unbehelligt mit ihren schweißbedeckten fünf Pferden den Herrenhof in Schwetzin, auf dem sie von den ihrer bang harrenden Ihrigen mit offenen Armen und jubelnden Herzens empfangen wurde.

Die wieder erbeuteten Pferde taten treu noch manches Jahr im Wirtschaftsbetrieb ihrer Eltern Dienst; sie selbst aber, das nun in der ganzen Umgegend bald weit und breit gefeierte »Schwetziner gnädige Fräulein«, reichte einige Jahre darnach einem gewiß gleich tatfrohen Edelmann der dortigen Gegend ihre starke, zielbewußte Hand: d. 23. Juni 1818 wurde »Apollonia v. Zelewska« mit »Martin v. Dombrowski« des Wappens Ogończyk getraut¹⁾. — In den Spinnstuben der Dörfer des Putziger Winkels aber erzählt man sich an Schnee umstöberten langen Winterabenden noch heute wie dieses so auch noch manch anderes kühne Reiterstück des wilden »Schwetziner Fräulein« vom dortigen Zelewski'schen Edelhof. Und so ehrt

¹⁾ Der vollständige Name unserer Heldin ist übrigens nach dem Trau-Eintrag im kathol. Zarnowitzer Kirchenbuch: »Apollonia Florentina«.

des Volkes Herz, wo es noch unverdorben schlägt, in treuer Liebe seine Helden und Heldinnen bis auf diesen Tag und mit besonderer Vorliebe solche aus den Reihen seines mit ihm in Freud und Leid so innig und eng verwachsenen in seiner Heimat bodenständigen Adels und beweist damit, wenn auch ihm nur halb bewußt, so doch tatsächlich seine tiefinnerlichste Zustimmung zu der uralten, so heftig angefeindeten und doch unerschütterlichen, gerade auch im Bereich jeglichen triebkräftigen Volkstumes ewig jungen Wahrheit:

»Rasse bleibt doch — Rasse!«

* * *

Die Heldin obiger Episode aus der bewegten Zeit vor hundert Jahren — wie viel verdankt wohl die Adelsgeschichte, insonderheit die Genealogie und Sphragistik, inolge der unzähligen wieder ans Licht gezogenen Originalbriefe und Kriegstagebücher jener großen Zeit, überhaupt den diesbezüglichen Gedächtnisfeiern und Gedächtnisausstellungen und der ganzen Gedächtnisliteratur des Jahres 1913 —, Apollonia von Zelewska, Gemahlin also des Martin (alias Michael) von Dombrowski, ist als solche die Ahnfrau einer Edeldame¹⁾ geworden, die einem uradligen Stamm der Kaschubei der Putzig-Neustadter Gegend entsproß — wie oben bereits angedeutet, ist damit der uradlige Stamm Derer von Kolkow aus dem Stammhause Kolkow im Kr. Neustadt in Westpreußen gemeint —, einem Stamm, von dem ich glaubte, daß er bereits zu den leider recht zahlreichen altingesessenen ausgestorbenen Geschlechtern des Putziger Winkels gehöre. Daß ich zu meiner großen Freude mich vom Gegenteil überzeugen durfte, das verdanke ich allein dem aufmerksamen Studium der »Zoppoter Kurliste«!

¹⁾ Diese Dame übrigens nur ein Edelreis aus der Gesamtzahl von sechs Geschwistern, unter denen sich auch zwei Brüder befinden, so daß der Fortbestand auch dieses Zweiges der Kolkow a. d. H. Reddischau wohl gesichert ist.

Die »Zoppoter Kurliste« ist in dieser Hinsicht eine geradezu unersetzliche Fundgrube von adelshistorischen Kuriositäten Westpreußens, und ich möchte ihr eingehendstes fortlaufendes Studium hiermit einschlägigen Adelshistorikern auf's Wärmste empfehlen! Nicht nur, daß sie oft Wegleiterin wird zu den bisweilen letzten und allerletzten Spuren bereits längst untergegangen geglaubter Adelsstämme, wie z. B. in diesem Falle, und damit durch so vermittelte und so doch erst ermöglichte direkte Fühlungnahme mit den betreffenden entdeckten Persönlichkeiten, wie eben hier gleichfalls, nun zugleich auch in sehr schätzbare oft ganz in der Stille und abseits vom breit getretenen Wege der mehr ins Allgemeine und Breite gehenden offiziellen adelsgeschichtlichen Forschung der Wissenschaft in den hergebrachten Gleisen der Adelslexika u. dgl. m. sozusagen am Herdfeuer der Familie selbst meist sehr pietätvoll-lebendig erhaltene und mit feinem Verständnis fortgeführte Familientraditionen indirekt einführt, eine Quelle, aus der dann der eigentlichen Wissenschaft wiederum naturgemäß die besten Säfte und Kräfte zuströmen: nein! auch für weitere Gesichtspunkte läßt sich der Inhalt gerade dieser Kurliste sehr erfolgreich fruktifizieren. Unter die vielen wissenschaftlichen Anregungen, die ich dem jahrelangen, so ergiebigen adelshistorischen Gedankenaustausch mit Herrn Dr. W. von Kętrzyński, dem verdienstvollen nunmehr über ein Menschenalter lang so rührigen Organisator und Leiter des »Ossolineum« in Lemberg, verdanke, gehörte auch dies, daß dieser ehrwürdige Senior der westpreußischen Adelsgeschichte mich darauf aufmerksam machte, wie so viele uralte Stämme gerade des eingeborenen westpreußischen Uradels, die angeblich längst erloschen wären, in Wirklichkeit tatsächlich noch blühten, nur daß sie seit den Tagen der Teilung Polens ihre alte westpreußische Stammesheimat damals verließen und anderweitig sich neue Stammsitze gründeten, so besonders auch in Österreich und da speziell so naheliegend in Galizien, wo sie noch so vielfach die Nachkommen jener altberühmten uradlig-nationalpolnischen Edelstämme auf althistorischen Schlössern und Rittersitzen wieder antrafen, mit denen ihre Vorfahren seinerzeit vor Jahrhunderten bereits als großmächtige Woiwoden, Kastellane und Starosten in

Westpreußen hinüber und herüber sich einst verschwägert hatten, Geschlechter, deren historisches Geäder und historische Tradition daher denn auch so vielfach durcheinander und ineinander fließt. Auch für diese Erscheinung auf dem adels-historischen Gebiete Westpreußens bietet die Zoppoter Kur-liste nicht so selten hochinteressante Belege, von denen vielleicht später einmal in kommenden Heften [dieser unserer wissen-schaftlichen »Mitteilungen« einer oder der andere einer eingehenden Würdigung unterzogen wird. Aber an diesem historischen Vorgang und Zug in der historischen Physiognomie des westpreußischen Adels an und für sich möchten wir denn doch auch hier und heute schon nicht so ganz ohne weiteres vorübergehen und greifen deshalb ein Beispiel dafür an dieser Stelle erst noch heraus, welches uns in der Hinsicht ein besonderes und auch allgemeineres Interesse beanspruchen zu können schien:

Eines der ältesten und später besonders im 15. Jahrhundert politisch einflußreichsten eingeborenen Adelsgeschlechter Westpreußens sind die bereits 1289 urkundlich nachweisbaren Ziegenberg (Ceginberg, Czegenberg). Dies Geschlecht, das, wohl in Anspielung an seinen Namen, ein silbernes Ochsen-Kummet im roten Felde und dasselbe auch als Helmkleinod führt (»Zieh-gen-Berg!«, weil Ochsen in bergigem Terrain das best zu verwendende Zugvieh vor dem Ackerpflug sind, da sie da am stätigsten ziehen!), verzweigte sich, im 14. Jahrhundert wohl meist, mehrfach in verschiedene sämtlich wieder so angesehene Tochtergeschlechter und nannte sich nach anderweitig in Westpreußen erworbenen Edelsitzen Bochliński, Ciecholewski, vom Czadel (Czadliński, Sadliński), Krzybawski, von der Lunau (Lunawski, Suchostrzyeki), Orłowski, von der Wulkau, (Wulkow, Wulkowski), Zaleski. — Orłowski nannten sich die »Ziegenberg« nach Orle im Graudenzschen; es ist das dasselbe »Orle«, gegen welches der Hochmeister 1425 das Gut »Bogusch« von »Heinrich von Bankau« eintauschte gegen Platendienst mit Hengst und Harnisch, wodurch O. erst aus einem Zinsdorf, das es bis dahin gewesen war, nun so zu einem Rittergut ward. In den Redener Schöffengerichtsakten dankt zu Ausgang des Mittelalters meinem Vorfahren, dem bekannten früheren

Bannerträger und späteren Woiwoden von Culm Hans (Jan, Janek, Jon, Jeniche) von der Damerau (Dambraw, Dombraw)-Dambrowski († 1513), Hans von Czegenberg d. Jüngere für die bis dahin über ihn geführte Vormundschaft. Die Damerau und Czegenberg waren damals also verschwägert; denn der Vormund wurde zu jener Zeit fast ausnahmslos aus dem Kreise der nächsten Verwandtschaft genommen. Eines der lebensvollsten Bilder in den Memoiren des Herren Maciej Cygenberg-Orłowski (1604—1606 verfaßt und von Dr. W. v. Kętrzyński im Druck publiziert, vorher von Ludwig Działowski um 1760 entdeckt und ergänzt) ist der Bericht, wie ein Enkel des soeben erwähnten Culmer Woiwoden Hans v. d. Damerau, der Burg-Starost auf der Burg Reden, Hugo (Hoycke, Hoicke, Heik) von der Damerau-Dambrowski († im August 1588), in Königsberg im Schloß bei seinem Schwager, dem Kanzler des Herzog Albrecht von Preußen, Johann von Kreytzen sitzt und beide sinnend der alten Geschlechter des Ordenslandes in ihren Gesprächen gedenken und dabei auch auf die »Ziegenberg« kommen, deren letztem Vertreter damals gerade, sc. dem »Stanislaus Orłowski« auf Lowinek und Grubno¹⁾, dem Vater des Verfassers der Memoiren, ein Rittergut in Ostpreußen angestorben war. Erst daheim auf seiner Burg Reden erkundete der Starost Hoycke in seiner Nachbarschaft von dem greisen Herren von Bobrowski auf Bobrowo die letzten Ausläufer der »Orłowski« und übermittelte ihnen, was er von dem Kanzler in Königsberg über die Anwartschaft der »Orłowski« auf jenen ostpreußischen Rittersitz erfahren hatte. Durch allerlei mißliche Umstände kam dann aber dieser, im Kr. Mohrungen, an einen »Achatius Bork« und »Fabian v. d. Dulcz«. So berichtet wenigstens die Chronik unseres »Maciej Cygenberk Orłowski«. Da dieser in dem angestorbenen Rittergut aber den Stammsitz der »Ziegenberg«, das Stammgut gleichen Namens, zu wähen glaubt, so scheint es sich um eine Unklarheit im Text seiner etwas verworren gehaltenen Memoiren oder um eine tatsächliche Verwechslung seinerseits in seiner Erinnerung zu handeln. Da im

1) Lowinek liegt am Südrande des Schwetzer Gebietes, also links von der Weichsel, Grubno dagegen rechts von der Weichsel nah bei Culm.

Text ausdrücklich Mohrungen und Pr. Holland genannt ist, so muß immerhin es sich wohl um ein den Ziegenberg von früher her gehöriges, dort doch belegenes Rittergut gehandelt haben. Dies war jedoch keinesfalls ihr ursprünglicher Stammsitz »Cygenberg«, nachdem sie sich also in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts bereits so nannten und schrieben; denn obwohl dieser ihr Stammsitz wohl noch nicht definitiv festgelegt ist, so sprechen doch die meisten Gründe für das Cygenberg, welches dicht bei Briesen in Westpreußen liegt. Und noch heute befindet sich ja an der Nordwestecke etwa des dortigen Schloß-See's das alte Cymburg (Cymbark), wo wohl auch der ebenso gütereiche als einflußreiche Eidechsenritter »Hans von Cygenberg« sen. um 1450 residiert haben wird. Die von dem Chronisten behauptete ursprüngliche Abstammung der »Cygenberg« aus Böhmen ist schwer nachzukontrollieren; und der von ihm angeführte heraldische Beweis — die angeblich böhmische Mütze, als Helmkleinod, findet sich auf den uns wenigstens bekannt gewordenen Wappensiegeln nirgends. Vielmehr weisen insonderheit die Siegel des 15. Jahrhundert bei den Cygenberg, wo das Helmkleinod überhaupt wiedergegeben ist, wie im Schilde unten so auch oben auf dem Helm deutlich die Schildfigur, d. h. das aufrecht gestellte Ochsenkummet, auf, daher das Wappen denn in der polnischen Heraldik durchaus korrekt »Chomąto« (Ochsenjoch) genannt wird. Als Kuriosität mag hier noch mitgeteilt werden, daß gelegentlich bei Interpretation der schönen und noch gut erhaltenen Grabplatte des Ritters von Konarski und seiner Gemahlin (etwa in Lebensgröße diese beiden!) in dem linken Seitenschiff der mächtigen Cisterzienser-Abtei-Kirche zu Oliva dies Ochsenjoch der Cygenberg-Wulkowski als — »Lyra« (!) zwar höchst poetisch, aber darum doch von dem umherführenden Cicerone grundfalsch erklärt wurde. — Diese »Ziegenberg«, einst so verbreitet und mächtig in Westpreußen, sind hier schon lange in allen ihren Verzweigungen wohl ausgestorben; und wir würden sie auch wirklich überhaupt dafür gehalten haben, wenn wir eines Tages nicht eines Besseren belehrt worden wären. Zu unserer großen Freude fanden wir nämlich im letzten Drittel des 19. Jahrhundert im Stammbaum der Fürsten Radziwill den Fürsten Ludwig Alexander (geb. zu Wien 1847, Juli 1.)

in erster Ehe (getraut zu Lemberg, also in Galizien, 1869 Jan. 14.) vermählt mit Antonie Valeria geb. von Ziegenberg-Orlowski! — So blüht denn also tatsächlich in altem Glanz der uralt-vornehme westpreußische Edelstamm bis in unsere Zeit dort noch weiter. Ob er auch in der allerneuesten Zeit jetzt dort noch in männlichen Sprossen selbständig weiterzweigt, ist mir augenblicklich leider nicht bekannt.

Ich glaubte diesen interessanten und in gewisser Hinsicht typischen Fall in diesem adelshistorischen Zusammenhange allerdings an dieser Stelle nicht übergehen zu dürfen. — — —

Nach dieser längeren Abschweifung wenden wir uns nun aber eingehender dem Stamme »Derer von Kolkow« zu, von deren Ahnfrauen wir an der Schwelle des 19. Jahrhundert jene Eine des Hauses Reddischau in charakteristischer Beleuchtung oben mit hinlänglich deutlichen Strichen dargestellt zu haben hoffen.

Ihr, soweit bis jetzt festgestellt werden konnte, richtiges Wappen, wie wir es am Schluß dieser Mitteilungen vorführen, entspricht nach Zeichnung und Farbe im Schilde dem uradlig-stamm-polnischen Wappen »Wieniawa«, wo der Büffelkopf auch den bezeichnenden Nasenring aufweist, nur daß Die v. Kolkow als spezielles Charakteristikum diesen Büffelkopf von unten her nach oben schräg von heraldisch-links nach heraldisch-rechts von einem Pfeil durchschossen außerdem noch führen. Dieses so angesprochene Wappen findet sich in der Nachweisung vom 25. November 1817 bei den sog. Oberpräsid. von Schön-schen Adelsakten Bl. 83 ff. im Staatsarchiv zu Danzig. Das dort fehlende Helmkleinod ist durch eine fünfperlige Rang-krone ersetzt. Und tatsächlich sind die v. Kolkow über ihr angestammtes Helmkleinod bis auf diesen Tag nicht unterrichtet; und da ältere Original-Siegel-Abdrücke mit einem solchen bis-lang nicht aufgefunden sind und da in älteren handschriftlichen und Druckwerken sich darüber bis in das vorige Jahrhundert wie überhaupt über die v. K. merkwürdigerweise nichts findet, so weit uns bekannt, so muß die Frage nach dem Kolkowschen Helmkleinod vorläufig unbeantwortet bleiben. Ob der auf-fallende »Pfeil« echt oder eine irrtümliche Verzeichnung seitens eines früheren Wappenstechers nach einem älteren, nicht mehr vorhandenen Siegelabdruck mit dem schrägrechten Schwert

durch den Stierkopf des dem Wieniawa so ähnlichen und historisch wohl auch verwandten ebenfalls uradlig-stampopolnischen Wappen »Pomian« ist oder eine spätere Zutat, aus dem Schilde eines benachbarten Edelstammes angeheiratet vielleicht (wie viele kaschubische Geschlechter führen besonders auf dem Helme Pfeile!) —: das! könnte ja nur durch einen Vergleich ältester Siegel mit den neueren und neuesten nachgewiesen werden. Zernicki zählt tatsächlich die »Kolkowski« d. h. die polonisierten Kolkow zu den Schildgenossen des Wappens »Pomian«. Beruhte das auf einer zuverlässig-ursprünglichen Quelle, so wäre damit eigentlich die Kleinodfrage gelöst im Sinne eines rechten hauenden Schwert-Armes und der Pfeil im Schilde unten hätte dann eigentlich dem Schwerte des Wappens »Pomian« auch zu weichen. —

Und nun die Nationalität! Da die Kolkow schon um 1400 im Putziger Winkel in der urkundlich-historischen Gestalt des »Floder Mathias« auftreten, so dürften sie wohl ein eingeborener Edelstamm der Kaschubei sein, vielleicht aus alt-preußischem Blut, da sie trotz mancherlei polnischen Einschlages sich wohl überwiegend als blondhaarige, blauäugige Edelinges mit ausgesprochen ovaler Schädelbildung präsentieren bis auf die Gegenwart, was freilich auch aus der mehrfachen Verschwägerung mit den »v. Lysniewski« in den letzten hundert Jahren zu erklären wäre, welch' Letztere ja bekanntlich polonisierte eingewanderte »Aichinger« aus Franken¹⁾ (deren Aich-Kätzchen — Namen-Wappen — in der Kolkowschen Familientradition in einen Löwen (!) umgedeutet wurde in dem v. Lysniewskischen Wappen auf einer alten sehr interessanten Erbbrosche) sind, so daß jene mit blauen Augen gepaarte Blondhaare dann der germanischen Blutzufuhr gut zu schreiben wären. Eingeborene Pommerellens also doch wohl jedenfalls; denn die Notiz in den oben zitierten Adelsakten von vor hundert Jahren, daß es eigentlich ein altd deutsches, später polonisiertes

¹⁾ Gewöhnlich: Achinger, da der Franke, besonders im Volksmund, ai wie a spricht. Die Eichen sind für den Franken Achen, das Eichkätzchen ein Achkätzchen. So erklären sich viele Namen-Wappen nur aus dem Dialekt!

Geschlecht v. Büffel sei, ist zunächst doch wohl kaum ernst zu nehmen. Eher dürfte eine Stammesgemeinschaft mit den benachbarten uradligen v. Jannewitz wahrscheinlich sein, so daß der Ahnherr Derer v. Kolkow ein Sproß der v. Jannewitz war, der das ja dicht an der Lauenburgischen Kreisgrenze gelegene Kolkow etwa um 1350 käuflich erwarb und seitdem sich mit seiner Linie der Jannewitz fortab v. Kolkow nannte und schrieb. Zu dieser meiner adelshistorischen Kombination paßt auch recht gut die Wappenfigur im Schilde der Jannewitz: das Helmkleinod der v. Kolkow wäre dann wohl demjenigen der Jannewitz gleichzusetzen, d. h. ein Busch schwarzer nach rechts und links gleich verteilter Hahnenfedern. —

Die 1907 erfolgte sehr beachtenswerte Publikation der Kreisgeschichte von Neustadt und Putzig durch Dr. Franz Schultz, Professor, ein starker Band von über 700 Seiten, enthält in dem alphabetisch geordneten Verzeichnis der Ortschaften des Kr. Neustadt von S. 407 ab unter »Kolkau« S. 469—472 sehr reichhaltige Daten zur Geschichte Derer v. Kolkow, aus denen hervorgeht, daß ein Herr Max v. Kolkow-Danzig sich um die Anlage einer Sammlung von Kolkowschen Originalurkunden große Verdienste erworben hat. Zwischen 1538 und 1614 klafft dort aber leider eine große Lücke. Zum Teil kann dieselbe durch folgende v. Kolkows um 1570 ausgefüllt werden: In erster Reihe Nobilis Joachim Kalkaw (sic!), Putziger Landrichter, in Kalkaw (!) und Oppalin zugleich begütert; ebenso ein Nobilis Mathias Kalkaw; ebenso ein Nobilis Christophorus Kalkaw; ebenso ein Nobilis Laurentius Kalkaw; dagegen Nobilis Michael Kalkaw nur in Kalkaw begütert. Joachim, der Landrichter, ist damals (um 1570 also!) auch Herr auf Parschkau (Parskowo) in der Parochie Starsin (Starin). In Radoszewo (Reddischau!) war um 1570 noch kein einziger Kolkow. Danach dürften Die von Kolkow über Parschkau nach Radoszewo gelangt sein, da beide Orte nur etwa zwei Kilometer voneinander entfernt liegen und ihre Gemarkung unmittelbar aneinander stößt. Joachim v. Kolkow, der Landrichter von Putzig 1570, wäre also dann der direkte Vorfahre und Spezial-Ahnherr der

Kolkow auf Reddischau, wenn vorhandene spätere Urkunden nicht etwa eine andere Deszendenz der Reddischauer positiv erweisen.

Von den vier Teilen aber, in die Reddischau 1570 bereits gespalten war, befanden sich zwei Teile (die beiden größeren zu etwa je vier Hufen culmisch) in den Händen zweier Gutt-Radoszewski des Wappens »Sas Pruski«, während, um noch gleich die beiden anderen am meisten genannten pommerelischen Linien der »Gutt« hier zu erwähnen, die »Gutt-Dargolewski« sich von dem Rittergut »Dargolewo« im nah benachbarten Mirchauer Gebiet, die »Gutt-Zapendowski« sich von dem Rittergut »Zapendowo« im Konitzschen nannten. Einen weiteren Teil von Radoszewo hatten 1570 die »Balga« inne, die sich nach Gartkowice im angrenzenden Lauenburger Gebiet auch »v. Balga-Gartkowski« nannten. Übrigens schrieben sich die Kolkow tatsächlich in älterer Zeit sehr häufig mit a in der ersten Silbe, wie denn auch jetzt noch eine offenbar jener Zeit und jener Schreibweise entstammte Familie »Kalkow« (resp. Kahlkow und Kahlkowski!) blüht, aber in bürgerlichem Stande, wohl eine Linie der adligen Kolkow, die sich schon frühzeitig irgend einem städtischen Gemeinwesen anschloß und dort ihren Adel dann fallen ließ. Darnach ist die Zusatzbemerkung in der Neustadter Kreisgeschichte S. 636 richtig zu stellen, wo einige Zeilen weiter außerdem der Druckfehler »Wappen Ostaja« statt Wappen »Ostoja« nicht zu übersehen ist. Diese Wappenangabe ist von Żernicki aus dessen Vasallenliste von 1772 in seiner »Geschichte des polnischen Adels« (Hamburg 1905), Anhang S. 43, erste Zeile von oben, irrtümlich übernommen. Żernicki hatte statt Kolkowski dort Kotkowski gelesen, also das polnische ł für ein t gehalten und nun den Kotkowski das ihnen zugehörige Wappen Ostoja richtig zugewiesen. Wurde das »Kotkowski, Johann« in »Kolkowski, Johann« in der Kreisgeschichte richtig geändert, dann durfte aber auch nicht »Wappen Ostoja« stehen bleiben, da es »Kolkowski« dieses Wappen nie gegeben hat. —

Zu jener bei Dr. Franz Schultz in seiner Neustadt-Putziger Kreisgeschichte (auf die neuerdings von demselben Verfasser edierte Kreisgeschichte von Lauenburg machen wir, beson-

ders wegen des in der speziellen Ortsgeschichte so reichhaltigen Personalstoffes, hiermit auch noch nachdrücklichst aufmerksam!) befindlichen so stattlichen Übersicht von urkundlich bezeugten Persönlichkeiten Derer von Kolkow, die von 1401 (Matzke v. K., Floder) jedoch einen kühnen Sprung gleich bis 1511 (Gorge v. Kolekow, Zeuge) ohne weiteres wagt, möchten wir in dieser klaffenden Lücke von über 100 Jahren denn doch wenigstens und zwar gerade in die Mitte Einen urkundlich-sicheren Punkt festlegen, an den sich dann gewiß weiteres Material für das 15. Jahrhundert über kurz oder lang angliedern läßt. Wir meinen: »Stephan von Kolko« (sic!) anno 1450, Einen der zwei an der, Ende dieses Jahres, vom Hochmeister aus-geschriebenen Elbinger Tagfahrt beteiligten Sendboten des Danziger Gebietes, aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem eigentlichen Stammsitz »Kolkow« selbst noch. Das »Gebiet Puzk«, wohin »Kolikau« (d. i. Kolkau = Kolkow) damals gehörte, fiel in den Danziger Komtureibezirk. Bischof Franciscus von Ermland faßte über diese Elbinger Tagfahrt auf des Hochmeisters ausdrücklichen Befehl einen Rezeß ab, der vom Jahre 1450 »an sante Lucientage« datiert und der im Original erhalten ist. Auf diesem Elbinger Tage nahmen die Anhänger des Preuß. Bundes zwar grundsätzlich noch nicht Stellung zu den Vorschlägen des Päpstlichen Legaten, des Kardinal-Bischof von Silves, den Nicolaus V., ein Gönner des Deutsch-Ordens, »circa hanc pestem exstirpandam« (so nannte der Papst die Bundes-sache!) nach Preußen gesandt hatte, waren aber doch, zum Teil wenigstens, erschienen, um die Vorschläge des Legaten, dem man mit größtem Mißtrauen in den Anti-Hochmeisterlichen Kreisen natürlich begegnete, authentisch durch ihn selbst sc. den Legaten kennen zu lernen. Die von Kolkow, zum mindesten aber jener Sendbote »Stephan v. Kolko« muß in seiner engeren Heimat sich eines hohen Ansehens unter dem ritterbürtigen Landadel erfreut haben; denn sonst hätte man ihn doch zu einem damals so wichtigen Tage nicht abgeordnet. Ob er persönlich ausge-sprochener Gegner des Hochmeisters war oder nicht, läßt sich daraus noch nicht mit Bestimmtheit schließen; denn an der Spitze aller Landboten »von den landen« steht in jenem Rezeß »Jürge Mauel« (Maul, Mul), ein Landesritter, der damals, ob-

gleich auch Mitglied der »Eidechsen«, dem Hochmeister entschieden noch sehr ergeben war. Übrigens kam eben deshalb damals gerade der weiter oben erwähnte »Hans von Cegenberg« sen. sehr hart mit ihm sc. dem »Jurgen Mauel« aneinander, was Anlaß wurde zu einem mehrjährigen Zwiespalt zwischen diesen beiden so einflußreichen und maßgebenden Persönlichkeiten der damaligen Ordenslande.

Somit ist allerdings in diesem urkundlich so bezeugten »Stephan von Kolko« a. 1450 ein sehr gewichtiges Bindeglied zwischen 1400 und 1500 unumstößlich gewonnen: und es wäre nun nicht so undenkbar, daß eines Tages eine von ihm gesiegelte oder wenigstens mitbesiegelte Originalurkunde aus der Zeit jener Wirren des Preußischen Bundes doch noch entdeckt würde und man würde damit dann wohl sofort einen Schlüssel zur endgültigen Lösung aller der zur Zeit noch schwebenden und offenen heraldisch-sphragistischen Kolkow-Probleme tatsächlich besitzen, nach dem man sich bis jetzt leider immer noch vergeblich umsah. —

Und nun zum Schluß noch eine bescheidene Ehrung der Dame, deren außerordentlicher Liebenswürdigkeit ich die mir so erwünschte wissenschaftliche Einführung in die Geschichte »Derer von Kolkow« und auch die Kenntnis jener eingangs dieser adelsgeschichtlichen Plauderei mitgeteilten heldenmütigen Tat ihrer späteren Ahnfrau (mütterlicherseits) »Apollonia von Dombrowska« aus dem Hause der »v. Bach-Zelewski-Schwetzin« ja in der Hauptsache allein nur verdanke, eine Ehrung, der ich mich um so lieber unterziehe, als ich ja auch den Dank für die prächtigen musikalischen Darbietungen, die ich so oft am Schluß unserer wissenschaftlichen Aussprachen und Durchberatungen so unverdient von so kunstsinniger Hand dahinnehmen durfte, leider eigentlich noch immer schuldig geblieben bin.

Daß ich als leidenschaftlicher Adelshistoriker diese meine ritterliche Huldigung in das historische Gewand zweier diesbezüglicher »Stammbaum-Fragmente« kleide und so diese anspruchslosen Zeilen gerade in sie ausklingen lasse, das wird eine Edeldame aus so altadligem Hause sicherlich verstehen, vielleicht auch, gütige Nachsicht ühend, mit einiger Freude begrüßen!



Die »Stammbaum-Fragmente« und eine auf die Wappen-Abbildung be-
zügliche »Nachschrift des Verfassers« siehe die folgenden zwei Seiten!

I.

Martin (al. Michael) v. Dombrowski (Wappen: Ogończyk.)	Apollonia von Zelewska (Wappen: v. Bach-Zelewski.)
* 1794 zu Damerkau od. Strzebielin, Par. Lusin, Westpr.	* 1793 zu Schwetzin, Par. Zarnowitz, Westpr.
† 1868 zu Lensitz, beerdigt zu Rheda, Westpr.	† 1880 zu Bolschau den 1. Dezbr.
∞ 1818 zu Zarnowitz d. 23. Juni.	

Franz von Dombrowski

* 1829 Jan. 18. zu Lensitz, Westpr.
 † 1898 März 26. zu Oliva, Westpr.
 ∞ 1850 zu Mechau, Westpr, mit:

Pauline von Lysniewska

(Wappen: Achinger.)

* 1819 Jan. 4. zu Reddischau, Westpr.
 † 1871 Dezbr. 12. zu Lensitz, Westpr.

Maria Romana von Dombrowska

(Haus Waldeck.)

* 1852 Okt. 30. zu Lensitz, Westpr.
 ∞ 1877 Jun. 25. zu Strepsch, Westpr., mit:

Otto von Kolkow

* 1840 Juli 17. zu Danzig, Westpr.

Martha von Kolkow

* 1880 Juni 24. zu Dt.-Eylau, Westpr.

II.

Jan Kolkowski

† 1688 Septbr. 23.

Jerzy Kolkowski

get. 1638 Jan. 2.

∞ 1682 mit: Elisabeth Gildmagistrowna-Danzig.

Franz Ernst v. Kolkowski

get. 1685 Sept. 5.

∞ 1706 mit: Constantia Anastasia v. Lysniewska.

Johann v. Kolkowski

get. 1712 Febr. 14.

∞ mit: Marie Anna Bolman († c. 1778).

Johann v. Kolkowski

(al. v. Kolkow)

∞ 1750 Juni 18. mit: Elisabeth Lemanthin.

† 1804 e.

Valentin Leopold v. Kolkowski

(al. v. Kolkow)

* 1793 März 31.

† 1873 März 3.

∞ 1831 Okt. 19. zu Elbing mit: Wilhelmine Buschwald.

Otto v. Kolkow

* 1840 Juli 17. zu Danzig.

∞ 1877 Juni 25. zu Strepsch, Westpr., mit:

Maria Romana v. Dombrowska

(a. d. H. Waldeck)

* 1852 Okt. 30. zu Lensitz, Westpr.

Martha v. Kolkow

* 1880 Juni 24. zu Dt.-Eylau.

* * *

Nachschrift des Verfassers: Schon zur Rechtfertigung des Herren Hof-Wappenmalers Roiek (Steglitz-Berlin, Flensburger Str. 11) muß ich, um mißverständlichen Schlußfolgerungen vorzubeugen, hier noch ausdrücklich darauf hinweisen, daß obige so

schön ausgeführte kombinierte Wappen-Darstellung auf meinen besonderen Wunsch und Skizze hin hier von einem freieren, mehr ästhetisch-malerischen als von dem streng-heraldischen Standpunkte eines eigentlichen »Ehe-Wappens« aus erfolgte; es dürfte sonst ja vor allem Helm und Helm-Kleinod des Edelmannes, welches Letzteres uns in diesem Falle eben leider unbekannt ist, keinesfalls wie hier fehlen und noch weniger berechtigt dürfte es, heraldisch-streng also genommen, durch das Helm-Kleinod desjenigen Wappen-Stammes ersetzt werden, dem die Edeldame entsprossen ist.

Ich schließe mit dem lebhaften Wunsche baldigster Entdeckung des echten Kleinods —

Derer von Kolkow!

Sagen, Märchen und Aberglaube in den in kaschubischer Sprache veröffentlichten Texten.

Von Dr. F. Lorentz.

E. Gotthelf Bronisch, Kaschubische Dialektstudien.

Zweites Heft. Leipzig 1898.

I. a. 1. Die Schicksale eines Emporkömmlings. —
Putziger Heisternest, Kr. Putzig.

Ein Mann hat drei Söhne, Schmerzenleib, Klinkenberg und Schuster genannt, von denen der eine Schuster, der zweite Geistlicher, der dritte Tischler ist. Dem Geistlichen geht es schlecht. Da träumt ihm in drei Nächten, er solle nach Holland gehen, dort würden ihm die gebratenen Tauben in den Mund fliegen. In Holland geht er mit offenem Munde auf der Straße unher. Ein Kaufmann nimmt ihn bei sich auf und schickt ihn mit drei Schiffen voll Zeug in ein fremdes Land. Als er zurückkommt, ist der Kaufmann tot, er verkauft die Schiffe und behält das Geld. Der König in der Stadt hat eine Tochter, mit der er sich gern verheiraten möchte. Aber der König will sie ihm nur dann geben, wenn er drei Kunststücke vollbringt: er soll, in einer verschlossenen Stube sitzend, zuerst den Ring, dann die Schuhe der Königstochter stehlen, beides gelingt ihm mit ihrer Hilfe, indem er einen Faden aus dem Fenster läßt und sie die Sachen daran bindet, dann soll er gegen die Decke sch, was ihm mit Hilfe seiner Mütze gelingt. So bekommt er die Königstochter zur Frau. Aber die Prinzen sind neidisch auf ihn und als er auf einer Jagd, wohin sie übers Meer haben fahren müssen, seinen Mantel im Boot läßt und in den Wald geht, be-

schmieren sie seinen Mantel mit dem Blut eines Bocks, bringen ihn der Königin und erzählen ihr, daß ihr Gatte von wilden Tieren zerrissen sei. Nach sieben Jahren will sie sich wieder verheiraten. Am Tage vor der Hochzeit findet ein Fischer den jungen König, er kennt ihn aber nicht und erzählt ihm von dem bevorstehenden Ereignis. Der junge König schickt ihn mit seinem Ring zur Königin, diese erkennt, daß es der Ring ihres Gatten ist und schickt ihm königliche Kleider. Am nächsten Tage während der Trauung begibt er sich in den königlichen Palast. Als die Hochzeitsgäste von der Trauung zurückkommen, erzählt ihnen die junge Königin, sie habe den Schlüssel ihres Kleiderschranks verloren und einen neuen machen lassen, jetzt habe sie den alten wiedergefunden, und fragt, welchen sie gebrauchen solle. Die Gäste antworteten: »Den alten« und entscheiden, der neue müsse vom Schmied ins Feuer geworfen und verbrannt werden. Jetzt führt die Königin ihren ersten Gatten herbei, dem zweiten geschieht, wie bestimmt wurde.

I. a. 2. Die Abenteuer des klugen Peter. — Putziger Heisternest, Kr. Putzig.

Die drei Söhne eines armen Fischers gehen in die Welt. Unterwegs findet der eine, Peter genannt, einen Säbel. Sie kommen zu einer Höhle, wo sie über Nacht zu bleiben beschließen. Während sie schlafen, kommt die Schlange, der die Höhle gehört, und legt sich dreimal um sie herum. Als sie aufwachen, fürchten sie sich sehr. Aber Peter beruhigt seine Brüder, klettert auf die Schlange, welche ihn fortträgt durch Meer und Wald zu einem See. Dort taucht sie unter und bringt ihm eßbare Wurzeln. Dann kehren sie zu der Höhle zurück, die in einem Diamantberge ist. Peter flicht sich einen Korb, pakt ihn voll Diamantstücke und macht sich auf den Weg zum König. Mit je einem Stück Diamant bezahlt, fahren ihn zwei Bauern, der erste zwölf und zwölf, der zweite fünfundzwanzig Meilen weit. Er überreicht dem König die Diamanten, dieser zieht mit sechs Kriegsschiffen, einem Regiment Soldaten und sechs Kanonen unter Peters Führung zu dem Diamantberge, als Zeichen für die Schiffe, daß der Berg erreicht ist, sollen vom Lande aus zwölf Schüsse abgegeben werden. Der Berg wird mit Stahlkugeln in Stücke geschossen, mit ihm auch die Schlange. Die Schiffe werden mit den Diamantstücken beladen und man kehrt zurück. Peter bekommt die Tochter des Königs zur Frau und läßt seine Eltern und Brüder zu sich kommen.

I. a. 4—6. Das Nachtgespenst (Alpdrücken). — Putziger Heisternest, Kr. Putzig.

I. a. 4. Ein Ehepaar hat keine Kinder. Als der Mann verreist, nimmt die Frau den Sohn ihres Schwagers zur Gesellschaft zu sich. In der Nacht träumt ihr, daß ein Mann im roten Rock käme. Danach muß der Knabe aufstehen. Als sie sich wieder hingelegt haben, wälzt sich ihr etwas schwer auf die Brust. Als er sie wieder verlassen hat, steht sie auf und sieht einen Mann im roten Rock. Sie redet ihn an: »Aha, du bist der, der mich

vorher quälte!« Der Mann schlägt sie ins Gesicht. Sie ruft: »Zum Henker! ich aß mit dem Teufel und zum Frühstück kam er und holte sich den Löffel!« Der Mann schlägt sie auf die andere Backe und sie bekommt die Rose und ist noch krank, als ihr Mann heimkehrt.

I. a. 5. Ein Knecht aus Putziger Heisternest dient in Weichselmünde. Als er eines Sonnabends Abends, vom Tanze heimgekehrt, sich zu Bett gelegt hat, kommt ein altes hundertjähriges Weib in bedrucktem Kleide mit einer Binde um den Kopf und sagt zu ihm: »Schuf di bet af!«⁴⁾ Obgleich er sehr müde ist, greift er nach einem über seinem Kopf hängenden Marlpfriem und schlägt damit das Weib, dies aber gießt das Nachtgeschirr über ihn aus, will ihn damit schlagen, trifft jedoch die Wand. Dabei zerbricht das Nachtgeschirr, ein Stück trifft seinen Arm und verwundet ihn so, daß er vier Wochen daran krank ist.

I. a. 6. Ein Mann geht nachts bei Mondenschein am Strande. Ein Mann im Schlafrock begegnet ihm, aber er sieht gleich, daß es ein Gespenst ist. Mit einer Bicke geht er darauf los, aber das Gespenst entweicht in den Wald. Dort bricht es Zweige und diese fallen auf ihn. Vor Angst läuft er fort.

I. a. 7. Die wunderbaren Enten. — Putziger Heisternest, Kr. Putzig.

Drei Jahre nach der Strandung eines Schiffes, dessen ganze Besatzung mit Ausnahme von vier Männern ertrunken ist, werden die Dünen befestigt. Zwei abseits arbeitende Männer sehen auf der Strandungsstelle drei Enten schwimmen, als diese zum Ufer kommen, steigen drei Männer mit langen, bis auf die Schultern herabfallenden Haaren aus dem Wasser und gehen in die Dünen. Die beiden Arbeiter glauben, sie kämen zu ihnen, bekommen Angst und laufen zu den übrigen Arbeitern, die, da es gerade 12 Uhr ist, Mittag halten. Als sie mit diesen zurückkommen, ist nichts mehr zu sehen.

I. a. 8. Begegnung mit einem Gespenst. = Putziger Heisternest, Kr. Putzig.

Ein Mann aus Kußfeld kommt von Heisternest. Am Lübeksberge begegnet ihm eine Gestalt, die ihn nicht vorbei lassen will. Zuletzt schlägt er sie mit dem Stock auf den Kopf, ein Stück fällt rechts und eins links nieder, er springt hindurch und kommt in Schweiß gebadet nach Kußfeld.

I. a. 11. Die Knaben und die Maus. — Putziger Heisternest, Kr. Putzig.

Von drei Brüdern hütet der älteste Gänse. Eine Maus bittet ihn um Brot, aber er gibt ihr nichts. Ebenso der zweite Bruder, als er hütet. Als der dritte Bruder hütet — er hat die Kühe (sic!) dreimal so weit getrieben

⁴⁾ Im Original deutsch.

als die Brüder — und die Maus ihn bittet, gibt er ihr Brot, die Gegengabe soll er noch an demselben Tage erhalten. Nachher wird ihm ein Zahn lose, da ruft er: »Müschchen, Müschchen, da nimm den knöchernen und gib mir einen stählernen!«

I. a. 12. Die Räuberhöhle. — Putziger Heisternest, Kr. Putzig.

Ein Königspaar hat vier Kinder, zwei Knaben und zwei Mädchen. Die Knaben finden beim Umherstreifen im Walde einen Stein von ungeheurer Größe und erzählen dies zu Hause, aber niemand will ihnen glauben. Der König schickt die beiden Mädchen mit, sie bestätigen die Aussage der Knaben. Dann fährt der König mit der Königin und den Kindern dahin, sie finden den Stein offen, ein Mädchen führt einen Mann heraus und warnt vor den Räubern, die in dem Stein wohnen. Der König nimmt den Mann mit, der bei ihm als Knecht bleibt.

I. b. 1. Der Dumme und die Gespenster. — Danziger Heisternest, Kr. Putzig.

Ein Dummer kommt in ein Dorf, wo eine verwünschte Kirche ist, in der niemand eine Nacht über lebend bleibt. Der Dumme will die Kirche erlösen und bleibt dort die Nacht. Ein Haufe Teufel kommt lärmend, schleppt eine Leiche herbei, schlägt sie und fordert sie auf, ihre Schulden zu bezahlen. Den Dummen jammert der Tote, er wirft sein erbetteltes Geld hin, worauf die Teufel entfliehen. Als der Dumme in der nächsten Nacht wieder in die Kirche geht, erwartet ihn der Tote und zeigt ihm zum Dank dafür, daß er ihn erlöst hat, einen Knochen, mit dem er die Teufel besiegen könne. Als die Teufel kommen und anfangen Karten zu spielen, prügelt der Dumme sie mit dem Knochen zur Kirche hinaus, zuletzt auch den Lucifer, den Obersten der Teufel, und alle müssen versprechen, nicht zurückzukommen. So erlöst er die Kirche und erhält dafür vom Könige eine reiche Belohnung.

I. b. 2. Der Sieg treuer Liebe. — Danziger Heisternest, Kr. Putzig.

Der Sohn eines armen Schusters und die Tochter eines reichen Grafen lieben sich, aber der Graf will den Verkehr nicht. Als der Schustersohn zum Heeresdienst eingezogen wird, schickt ihm die Grafentochter Geld und schreibt ihm, er solle sich so halten, daß er Offizier würde. Und wirklich wird er bald Major. In der Stadt ist eine reiche Dame, diese verliebt sich in ihn und bewirkt, daß er zu ihr in Quartier kommt. Dadurch, daß sie die Briefe der Grafentochter abfängt und falsche Antworten unterschiebt, veranlaßt sie das Mädchen den Bewerbungen eines reichen alten Herrn nachzugeben. Der Major hat aber Sehnsucht nach dem Mädchen und kehrt zurück, gerade als Paar zur Trauung geht. Das Mädchen sieht ihn, fällt wie tot nieder und wird in die Gruft getragen. Als alle fort sind, geht der

Major zu seiner alten Braut, küßt sie und erweckt sie dadurch zu neuem Leben. Dann geht er zum Grafen, gibt sich ihm zu erkennen und fordert seine Tochter zur Frau. Diese wird ihm auch gegeben.

II. a. 1. Fuchs und Wolf. — Kußfeld, Kr. Putzig.

Fuchs und Wolf gehen zur Hochzeit nach Gnesdau, wo sich Michael Dyrca und Anna Skwiercz heiraten. Sie tanzen und singen, die Hochzeitsgäste hören das und vertreiben sie, wobei der Wolf sehr zerschlagen wird. Der Fuchs tut, als ob er noch mehr zerschlagen sei, läßt sich vom Wolf zu seiner Höhle tragen, wofür er ihn fressen soll. Unterwegs singt er: »Der Kranke trägt den Gesunden, und wo er ihn hinträgt, dort frißt er ihn auf.« Bei der Höhle angekommen, will er schnell hineinschlüpfen, aber der Wolf faßt ihn am Fuß. Er bildet ihm ein, es sei eine Wurzel, der Wolf läßt los und der Fuchs verschwindet. Der Wolf bekommt nichts, geht noch ein Stückchen Wegs, dann stirbt er.

II. a. 2. Geistererscheinung vor einer Epidemie. — Kußfeld, Kr. Putzig.

Ungerähr vierzehn Tage vor dem Ausbruch der Pocken, woran in Kußfeld gegen vierzig Menschen starben, zeigte sich eine Gestalt, deren Kopf die Kiefern überragte.

II. a. 3. Ein Nachtgespenst. — Kußfeld, Kr. Putzig.

Als der Erzähler in Kiel an Bord der »Gefion« diente, stand er einmal von 11 bis 1 Uhr nachts Posten. Alle Leute waren schon an Bord, als etwas auf das Schiff kam und wie er nachsah, stand dort ein Mann im bloßen Kopf. Er rief die Wache heraus, als diese kam, war aber nichts zu sehen.

II. a. 4. Die böse Stiefmutter. — Kußfeld, Kr. Putzig.

Ein Königssohn kommt zu einer benachbarten Königin, um sich eine Braut zu suchen. Er verschmäht sie und ihre sechs Töchter, heiratet aber die siebente, die Stieftochter. Im nächsten Jahre, während er im Kriege ist, bekommt seine Frau einen Sohn. Der Diener, der ihm dies melden soll, bleibt über Nacht bei der Stiefmutter, diese vertauscht den Brief und schreibt, die Frau habe einen Hund geboren. Der König schreibt zurück, was Gott gebe, sei gut. Aber die Stiefmutter vertauscht wieder den Brief und schreibt, der Knabe solle getötet und im Garten unter dem Fenster begraben, die Frau in den Wald geführt und dort getötet werden. Der Befehl des Königs wird ausgeführt, nur schenken die Diener der Königin das Leben gegen das Versprechen, nie zurückzukehren. Nach einigen Jahren heiratet der König eine der sechs Töchter der Stiefmutter. Im Garten, wo der Sohn begraben ist, ist ein Apfelbaum gewachsen. Diesen läßt die Königin abhauen und ein Bett davon machen. Ein Spahn fällt ab, den ein Schaf auffrißt. In dem Bette findet die Königin aber keine Ruhe, denn es sagt immer: »Der Herr Vater soll gut schlafen, aber die Stiefmutter soll

schwer leiden.« So muß der König es verbrennen lassen. Unterdessen bekommt das Schaf, das den Spahn fraß, ein Lamm mit goldener Stirn. Die Königin verlangt, daß ihr dies Lamm gebraten wird. Die erste Königin hatte im Königspalast eine Stelle als Ofenheizerin bekommen. Die soll die Eingeweide des Lammes reinigen, aber der Fluß entreißt sie ihr. Sie will sich hineinstürzen, da springt ihr Sohn heraus, der ebenso wie das Lamm eine goldene Stirn hat, und tröstet sie. Beide gehen zum König, der sie mit Freuden aufnimmt. Die Stiefmutter und ihre sechs Töchter werden bis zur Mitte des Leibes vergraben und mit eisernen Eggen zerrissen: ein Urtheil, das sie sich selbst gesprochen haben.

II. a. 5. Der schlaue Bauer. — Kußfeld, Kr. Putzig.

Der Bauer Kiwut ärgert sich über die Kibitze, wirft nach ihnen, um sie zu verscheuchen, trifft dabei aber seinen Ochsen. Er verkauft Fleisch und Haut des Ochsen für einen guten Preis, die andern Bauern im Dorf wünschen auch einen solchen Preis zu bekommen und schlachten ihre Ochsen. In der Stadt verbreiten die Fleischer das Gerücht, die Ochsen seien an einer Seuche gefallen, das Fleisch wird beschlagnahmt und vergraben, die Bauern noch obendrein bestraft. Zornentbrannt drohen sie dem Kiwut den Tod an, werden aber von ihm getäuscht, so daß sie seine Mutter erschlagen. Am Morgen setzt Kiwut die tote Frau auf den Wagen, gibt ihr einen Korb voll Eier in die Hand und fährt zur Stadt. Dort stellt er den Wagen dicht am Flusse auf und geht fort. Ein Herr will die Eier kaufen, stößt aber gegen den Wagen, daß er in den Fluß fällt. Um allen Unannehmlichkeiten zu entgehen, bezahlt er dem Kiwut dreihundert Taler, wofür dieser sich Pferde und Wagen kauft. Im Dorfe erzählt er, Frauen seien jetzt sehr teuer. Die Bauern erschlagen ihre Frauen und Mütter und bringen sie zur Stadt, um sie zu verkaufen, müssen sie aber begraben und werden bestraft. Jetzt wollen sie Kiwut ertränken und setzen ihn in eine Tonne. Am See aber meinen sie, daß Löcher hineingebohrt werden müssen, und laufen nach Hause nach Bohrern. Kiwut drückt indessen den Boden aus der Tonne und entwischt. Am Abend treibt er eine Herde Schafe an das Ufer des Sees. Die Bauern sehen das Spiegelbild im Wasser und meinen, daß im Wasser Schafe sind. Sie wollen sie herausholen, springen hinein und ertrinken. Kiwut ist jetzt der einzige Mann im Dorfe, sucht sich eine reiche Braut und bekommt fast das ganze Dorf.

II. a. 6. Der ausgelernte Dieb. — Kußfeld, Kr. Putzig.

Der Sohn eines Tagelöhners kommt zu einer Bande von 24 Räubern und bleibt bei ihnen, nachdem er durch das Schießen eines wachsamen Vogels im Königspalast, der ausgeraubt werden soll, seine Brauchbarkeit erwiesen hat. Als er gut stehlen gelernt hat, kehrt er zu seinem Vater zurück. Als der Gutsherr hört, daß er ein Dieb geworden ist, trägt er ihm auf, den Pfarrer zu bestehlen, sonst glaube er nicht, daß er das Stehlen gut verstehe. Der Dieb nimmt einen Sack voll Hühner, geht in der Nacht zum Pfarrer und verkündet ihm, daß ein Engel gekommen sei ihn zu holen.

Dabei schüttet er die Hühner aus und gibt vor, daß dies noch mehr Engel wären. Der Pfarrer muß alles Geld bringen und in den Sack kriechen, den der Dieb in den Hühnerstall trägt. Am Morgen erst merkt der Pfarrer wo er ist und daß man ihn bestahl. Der Gutsherr verlangt dann, der Dieb solle seine Kunst dadurch zeigen, daß er ihm sieben Pferde von der Weide stehle. Der Dieb verkleidet sich als altes Weib, geht zu den Knechten, die sich auf der Weide die Feuer angezündet haben, und bittet sie, bei dem Feuer bleiben zu dürfen. Dafür gibt er ihnen einen Schlaftrunk, den sie für Schnaps halten. Als alle eingeschlafen sind, führt er die Pferde fort. Jetzt verlangt der Gutsherr, daß der Dieb seiner Frau das Bettlaken unter dem Leibe und den Ring vom Finger stehlen solle. Der Dieb stellt eine Leiche vor das Fenster, der Gutsherr glaubt, es sei der Dieb, und schießt danach. Während er die Leiche vergräbt, geht der Dieb zur Frau ins Bett, schüttet dort eine Flasche Hefen aus und nimmt dann das angeblich beschmutzte Laken und den Ring der Frau, um beides zu reinigen.

II. a. 7. Der unanständige Schmied. — Kußfeld, Kr. Putzig.

Ein Gutsschmied kann keine eigenen Arbeiten machen, da sein Herr sich beständig in der Schmiede aufhält. Durch unanständige Reden denkt er ihn fern zu halten, der Herr verweist ihn aber von seinen Gütern.

II. b. Das Glück des Dummen. — Ceynowa, Kr. Putzig.

Eine sehr kluge Königstochter will nur den heiraten, der sie in einer Unterredung besiegt. Drei Brüder, zwei kluge und ein dummer, gehen zu ihr. Die beiden klugen bestehen nicht, der dumme aber, welcher unterwegs einen Hahn, einen Keil und einen Tonnenreif gefunden hat, weiß sie durch geschickte Benutzung dieser Gegenstände so in die Enge zu treiben, daß sie sich für überwunden erklärt. Statt der Heirat läßt er sich jedoch mit Geld abfinden.

III. a. Die wunderbare Geige. — Großendorf, Kr. Putzig.

Ein Mann hat einen Sohn und zwei Töchter. Der Sohn geht mit der einen Tochter in die Welt und nimmt seine Geige mit. Unterwegs tauscht er mit einem Mann (es war der Herr Jesus, aber er kannte ihn nicht) die Geige und bekommt eine, die zum Tanzen zwingt. Bruder und Schwester fahren über einen Kanal und kommen in ein Räuberhaus, als die Räuber nicht zu Hause sind. Die Räuber kommen, da der Kahn fort ist, müssen sie durch den Kanal schwimmen, der Bruder erschießt sechs von ihnen, den siebenten aber nicht ganz, glaubt jedoch, daß auch dieser tot sei. In der Nacht will ihn der Räuber ermorden, er bittet darum, noch einmal auf seiner Geige spielen zu dürfen, was ihm gestattet wird. Er spielt, der Räuber muß tanzen, bis er umfällt. Dann tötet er ihn.

III. b. Hänsel und Gretel. — Chlapau, Kr. Putzig.

Knabe und Mädchen verirren sich beim Beerensuchen, kommen zum zuckerigen Haus, die dort wohnende alte Frau, die »alte Jiza«, sperrt sie

in einen Kasten und mäset sie. Einige Zeit entgehen sie dem Tode, indem sie statt der Finger ein Stückchen Holz zeigen, als sie es nicht haben, kommt beim Schneiden Blut aus dem Finger. Die Tochter, die »junge Jiza«, muß den Backofen heizen, die Alte will die Kinder hineinschieben, aber diese sagen, sie verständen nicht sich hinzusetzen. Die Alte will es ihnen zeigen, wird aber von den Kindern in den Ofen geschoben. Die junge Jiza hat indessen die Ziegen gehütet. Als sie nach Hause kommt, ißt sie von dem Fleisch. Dann setzt sie den Kindern nach, da diese aber einen Fluß gekreuzt haben, will sie den Fluß austrinken, platzt aber dabei. Die Kinder kommen glücklich zu ihren Eltern zurück.

III. c. 1. Treue Liebe. — Schwarzau, Kr. Putzig.

Ein Vater von drei Töchtern hört, wenn er Wasser aus einem bestimmten Brunnen tränke, würde er das Augenlicht wieder bekommen. Die Töchter wollen ihm das Wasser holen, aber da eine in dem Brunnen wohnende Kröte verlangt, sie sollen sie »Liebster« nennen, laufen die beiden ältesten Töchter fort, die dritte aber sagt »Liebster«, erhält das Wasser, nach dessen Genuß der Vater das Augenlicht wieder bekommt. Bald nachher kommt die Kröte, ißt und trinkt mit der jüngsten Tochter und legt sich auf euer Streu vor ihrem Bett schlafen. In der Nacht wacht die Mutter auf, sieht, daß ein junger Prinz dort liegt und verbrennt die Krötenhaut. Am Morgen ist er sehr traurig darüber, da es noch nicht an der Zeit ist, und verschwindet. Die jüngste Tochter geht ihn suchen. Sonne und Mond wissen nicht, wo er ist, schenken ihr aber als Gastgeschenk ein goldenes Spinnrad und eine goldene Kunkel. Der Wind verkündet ihr, daß der Prinz auf einem hohen unzugänglichen Berge ist, verspricht ihr, sie hinaufzuwehen und schenkt ihr als Gastgeschenk einen goldenen Haspel. Als sie auf den Berg kommt, ist der Prinz mit dem dort wohnenden Schloßfräulein verlobt. Dadurch, daß sie ihm die goldenen Sachen gibt, bestimmt sie das Fräulein, ihr zu erlauben, drei Nächte im Schlafzimmer des Prinzen zuzubringen. Das Fräulein gibt dem Prinzen aber einen Schlaftrunk, daß er zwei Nächte hindurch fest schläft und von ihren Klagen nichts hört. Die Diener aber haben Mitleid mit ihr und erzählen dem Prinzen davon. Dieser trinkt am dritten Abend den Schlaftrunk nicht, schläft nicht ein und hört alles. Er erkennt seine erste Braut, sagt dem Fräulein die Brautschaft auf und verheiratet sich mit seiner Liebsten.

III. c. 2. Der goldene Vogel. — Schwarzau, Kr. Putzig.

Der Sohn armer Leute fängt beim Holz sammeln einen goldenen Vogel. Da, wie in einem kleinen Brief, den er bei sich trägt, geschrieben steht, derjenige, der seinen Kopf ist, König von Frankreich wird, und der, der das Herz ißt, jeden Morgen Goldmünzen unter seinem Kopf findet, kauft ihn der König für hundert Taler und läßt ihn sich braten. Zwei Diener aber essen Kopf und Herz und werden dafür fortgejagt. Einige Tagen halten sie sich bei armen Leuten auf, die sie wegen der morgens im Bett liegenden Goldmünzen gern noch länger behalten hätten, aber den, der den Kopf aß,

erfaßt große Unruhe, er geht fort, kommt nach Frankreich und wird dort König. Auch der andere geht bald fort und nimmt eine Stelle als Schweinehirt an. Hier entdeckt er, daß er jeden Morgen Goldstücke im Bett findet, und beschließt in die Welt zu gehen. Er trifft zwei sich beißende Raben und treibt sie auseinander. Von zwei Brüdern erwirbt er den Wunschmantel und läßt sich über das Meer tragen. Hier zerreißen ihm wilde Tiere den Mantel, einer der Raben bringt ihn aber auf seinen Flügeln in bekannte Gegenden zurück. In einem Schlosse, wo eine Frau mit ihrer Tochter wohnt, vermietet er sich als Wirt. Als diese von den Goldstücken hört, verschafft sie sich vom Schwarzkünstler einen Zaubersaft, nach dessen Genuß er das Herz ausbricht, welches sie schnell verschluckt. Er wendet sich an einen Schwarzkünstler, der ihm einen Sud gibt, dessen Dampf jeden in einen Esel verwandelt. Dies geschieht der Magd, der Tochter und der Frau. Mit den drei Eseln fährt er zum Walde, holt eine große Fuhr Holz und schlägt den alten Esel sehr. Dann tötet er ihn, schneidet ihn auf und verschluckt das Herz, worauf er wieder die Goldstücke bekommt. Die beiden andern Esel macht der Schwarzkünstler wieder zu Menschen und verheiratet sich mit der Tochter.

III. c. 3. Die zwölf Räuber und die zwei Brüder. — Schwarzau, Kr. Putzig.

Ein armer Mann belauscht im Walde Räuber, deren Höhle sich auf die Worte: »Cuzama, öffne dich!« und »Cuzama, schließe dich!« öffnet und schließt. Er benutzt sein Wissen, um eine Menge Geld mit nach Hause zu nehmen. Sein reicher Bruder erfährt davon, da er sich von ihm ein Maß leiht, das Geld zu messen, und zwingt ihn, ihm die Höhle zu zeigen. Der Reiche hat nicht genug bekommen, fährt noch einmal, wird aber in der Höhle von den Räufern getötet und in Stücke zerschnitten. Auf Bitten der Frau holt der Arme die Stücke und läßt sie von einem blinden Schneider zusammennähen. Durch den Schneider erfahren die Räuber die Wohnung des Mannes. Das erste Mal werden die Zeichen am Hause zwar ausgelöscht, das zweite Mal aber nicht. Jetzt fährt der Räuberhauptmann mit den in Fässer gesteckten elf Räufern hin und bleibt bei dem Manne über Nacht, indem er angibt, die Fässer seien mit Öl gefüllt. Die Tochter belauscht ein Gespräch des Hauptmanns mit den Räufern, tötet sie, indem sie kochendes Wasser in die Tonnen gießt, und schneidet dem Hauptmann die Kehle ab.

III. c. 4. Die treue Schwester und die böse Schwiegermutter. — Schwarzau, Kr. Putzig.

Eine Stiefmutter verflucht ihre sieben Stiefsöhne, daß sie zu Raben werden. Ihre Schwester geht sie suchen, durch die Hilfe von Sonne, Mond und Wind findet sie sie. Sie werden erlöst dadurch, daß die Schwester sieben Jahre lang schweigt. Unterdessen hat ein König sie gefunden und verheiratet sich nach Ablauf der Schweigezeit mit ihr. Während der König im Kriege ist, gebärt sie zwei Söhne. Die Mutter des Königs schreibt ihm,

sie habe zwei Hunde geboren. Obgleich er befiehlt, alles zu lassen, wie es ist, schickt die alte Königin Henker mit ihr und ihren Söhnen in den Wald, sie zu töten. Aber die Henker schlagen ihr nur die Hände ab. Die Heiligen Peter und Paul kommen, taufen die Söhne, geben ihr die Hände zurück und schenken ihr ein Haus, Nahrung sowie Bücher und Ruten für die Kinder. Als der König aus dem Kriege zurückkehrt, erfährt er von den Henkern die Wahrheit. Er sucht im Walde nach seiner Frau, findet sie und die Knaben und nimmt sie mit zurück. Unterwegs ereignet sich ein Wunder: als sie neben einem Flusse reiten, schwimmt ein Tisch mit den vergessenen Büchern und Ruten daher. Der König will sie herausholen, kann es aber nicht, der Frau gelingt es jedoch leicht. Im Königspalast wird über die alte Königin Gericht gehalten, sie selbst verurteilt sich dazu, mit eisernen Eggen zerrissen zu werden.

III. c. 5. Fuchs und Wolf. — Schwarzau, Kr. Putzig.

Der Fuchs stellt sich tot. Ein mit Heringen fahrender Mann wirft ihn auf den Wagen, er wirft die Heringe herab und frißt sie. Der dazukommende Wolf will auch Fische fangen, der Fuchs führt ihn zum Meer und fordert ihn auf, den Schwanz hineinzustecken. Der Wolf tut es, der Schwanz friert ihm fest und der Fuchs läuft fort. Ein Hund findet den Wolf, lockt durch sein Bellen Leute herbei, die den Wolf schlagen, bis er sich mit Verlust seines Schwanzes losreißt. Man faßt ihn aber und schlägt ihn tot.

III. d. 2. Der einfachste Ausweg. — Gnesdau, Kr. Putzig¹⁾.

Ein Mann, der nach Holz gefahren ist, verliert den Weg und wendet in einer Schonung. Dafür soll er Strafe bezahlen, aber er appelliert an den König. Beim König sitzen alle im Kreise, er selbst neben dem König. Ein Minister gibt seinem Nachbar eine Ohrfeige und sagt: »Schicke weiter!« Die Ohrfeige geht weiter, der Mann mißte sie dem König geben, aber er gibt sie zurück, denn hier sei es gerade wie in der Schonung. Dadurch gewinnt er den Prozeß.

IV. a. Ein Retter aus mancherlei Not. — Putzig.

Ein Mann geht in die Welt Weisheit zu lernen. Er bekommt von mehreren Königen Anträge sich zu erkundigen. Von einem wegen des Mangels an Wasser, vom andern wegen des Verbleibs seiner Tochter, vom dritten wegen der Bedeutung der Bäume, von denen der eine gelbe, der andere rote, der dritte weiße Blätter hat, endlich von einem Soldaten, wie lange er noch auf Wache stehen müsse. Im Hause eines Menschenfressers versteckt ihn das Mädchen, welches er dort antrifft, in einer Tonne mit

¹⁾ Der Erzähler hat nach Bronisch' Angabe vorher in Reddischau, Werblin und Celbau gelebt.

Wasser, wodurch der heimkehrende Menschenfresser getäuscht wird. In der Nacht befragt das Mädchen den Menschenfresser wegen der Aufträge: Wasser wird kommen, wenn ein großer Stein fortgewälzt wird; die Farbe der Blätter bedeutet, daß Geld unter den Bäumen liegt; die Königstochter ist das Mädchen selbst, sie kann erlöst werden, wenn ein Mann sie, während der Menschenfresser schläft, am Mittelfinger über die Grenze führt; der Soldat wird abgelöst, wenn er einem Vorübergehenden »Rac-rabás« zuruft. Der Mann führt die Königstochter am Mittelfinger fort, als er ihn losläßt, wacht der Menschenfresser auf und geht ihnen nach, aber der Soldat ruft ihm »Rac-rabás« zu und er muß die Wache beziehen. Wasser und Geld findet sich, der König erkennt seine Tochter und sie verheiratet sich mit ihrem Retter.

IV. b. 1. Der ausgelernte Dieb. — Polzin, Kr. Putzig.

Ein Bauernsohn geht zu Dieben in die Lehre. Sie wollen Käse stehlen, er macht auf dem Boden Lärm, daß der Herr kommt und die Diebe fortlaufen. Er versteckt sich, der Herr sieht nichts und denkt, es habe gespuckt. Dann sammelt er sich einen Sack voll Käse und geht zu den Dieben zurück. Als sein Lehrjahr um ist, begibt er sich wieder zu seinem Vater. Ein Herr hört von ihm und verspricht ihm 900 Mark, wenn er sein Pferd stehle. Als altes Weib verkleidet geht er in den Stall, betäubt die Knechte mit einem Schlaftrunk, setzt den einen auf die Raufe, den andern neben die Tür und führt das Pferd fort. Dann fordert der Herr von ihm, er solle seiner Frau den Ring stehlen, und verspricht ihm dafür tausend Taler. Er stellt eine Leiche ans Fenster, der Herr schießt danach, während dieser sie begräbt, geht er zu der Frau und läßt sich den Ring geben.

IV. b. 2. Das Glück des tapferen Schneiderleins. — Polzin, Kr. Putzig.

Ein Schneider tötet sieben Fliegen und geht als Held in die Welt. Im Dienste eines Königs tötet er ein wildes Schwein, nachdem er es in eine Kapelle gelockt hat, die sechs Ferkel bringt er lebend dem Könige, ferner einen einhörnigen Ochs, welcher beim Nachsetzen sein Horn in einen Baum stößt, endlich veranlaßt er zwei Riesen durch Steinwürfe zum Kampfe miteinander, worin sie sich gegenseitig töten. Dafür gibt ihm der König seine Tochter zur Frau und sein Königreich.

V. a. Die Entscheidung im Grenzstreit zwischen Darslub und Polzin. — Darslub, Kr. Putzig.

Der Grenzstreit wird durch Mähen entschieden. Die Polziner gewinnen dadurch, daß sie ihren Mäher mit grauen Erbsen und Rindfleisch beköstigen, während die Darsluber dem ihrigen weiße Erbsen und Schweinefleisch geben, wonach er Durchfall bekommt.

V. b. Der alte Fritz und der kluge Bauer. — Mechau,
Kr. Putzig.

Der alte Fritz hat einen Bauern zum Ball geladen. Das Schnapsglas geht herum, jeder, der trinkt, gibt seinem Nachbarn eine Ohrfeige. Der Bauer steht neben dem König, er gibt die Ohrfeige zurück, worauf ihn der König für den Klügsten erklärt.

VI. a. Der erfinderische Schneider. — Rewa, Kr. Putzig.

Ein König hält seine Tochter abgeschlossen von allen Männern. Ein Schneider läßt ein goldenes Pferd, so groß, daß er hineinkriechen kann, machen, dies wird der Königstochter geschenkt und so gelangt er zu ihr und bekommt sie zur Frau.

Volkskundliche Sammlungen und Arbeiten, Haus-Bauernfleiß im germanischen Norden¹⁾.

Vortrag, gehalten i. d. General-Versammlung d. Vereins f. Kaschub. Volkskunde.

Von Archidiakonus Blech-Danzig.

... Es kann ja nur eine Übersicht sein. Aber Sie werden merken, wie der nun folgende Bericht mancherlei Einschlägiges bringen kann, das uns als Mitgliedern oder Freunden des Vereins für Kaschubische Volkskunde recht nahe liegt und vielleicht Anregungen zu unermüdeter Weiterarbeit gibt. Ähnliche Bedenken und Schwierigkeiten, wie sie uns erfaßt haben, sind z. B. auch in Schweden vorhanden gewesen, aber kräftig überwunden worden.

... Zunächst Dänemark. An drei großartige Sammlungen denke ich, zwei befinden sich in Kopenhagen, die dritte in Schloß Frederiksborg bei Villerød. Gesammelt wird übrigens in ganz Dänemark, gerade kleinere Orte bieten oft sehr willkommene Ergänzungen, eben dazu wirkt vielfach die Privathand. Die reichsten und eifrigsten Stifter sind meist Brauer.

¹⁾ Ein kurzer Auszug aus dem gehaltreichen Vortrag, der auch unsere heimischen Verhältnisse berührt! —

Die beiden volkstümlichen Sammlungen Kopenhagens befinden sich im Nationalmuseum (Abt. 1, Dänische Sammlung, 1807 gegründet) und im Kunstindustrie-Museum (Dänisches Volksmuseum); angeschlossen ist noch im Vorort Langby im Bygning- (Bau-) Museum, das alte dänische Bauernhöfe mit Darstellung des Lebens auf ihnen von 1660 an bringt, sowie im Landbrug- (Dorfgebrauch-) Museum mit einer historischen Sammlung von Ackerbaugeräten. Ein schöner Gedanke, das Aufbewahrte möglichst nach Zeiten zu ordnen. Ja, in einem dieser Museen darf man nur vorwärts, nie rückwärts gehen, und erhält so das genaue geschichtliche Bild des Ganges der Zeit.

... Verlassen wir nun Dänemark und fahren auf einem der eleganten Dampfer über den Oeresund nach Malmö in Schweden hinüber. Das schwedische Volk besitzt einen reichen Schatz vielseitigster Begabung für Kleinkunst, allerlei mechanische Fertigkeiten erlernt es spielend leicht und erwirbt sich in zahlreichen Schulen auch ein höheres technisches Können. Das alles, verbunden mit einem regen Sammeleifer, hat in der alten Universitätsstadt Lund ein schwedisches Nationalmuseum schaffen helfen, das in der Welt noch einzig dasteht. Dagegen kommt das berühmte Freiluftmuseum Skansen (Schanze) bei Stockholm nicht auf, das einmal etwas zu sehr Panoptikum ist und viel zu nahe den Vergnügungslokalen des kgl. Tiergartens liegt. Das kulturhistorische Museum zu Lund hat den großen Vorzug, in Freilicht alle Darstellungen vereint zu zeigen, die in Stockholm getrennt liegen. Es ist nämlich in der Tat völlig gelungen, den uralten Haus- und Bauernfleiß (Sløjd) künstlerisch-praktisch neu zu beleben und die bereits schwindende alte unmittelbare Naivität, die sorgfältige Ausführung, den reinen Geschmack in der Farbwahl zu bewahren. Der kulturhistorische Verein für das südliche Schweden zu Lund läßt nach den alten Mustern seiner großartigen Sammlungen neue Textilarbeiten nach den bewährten Methoden in den früher gebräuchlichen Farben herstellen. Die Holzschnitzerei pflegt besonders die Sløjdschule zu Önnestad. Diesen Bestrebungen zur Seite tritt die Malmöhus Läro Hemsløjds Förening zu Malmö, welche in Malmö selbst und im Posthaus zu Helsingborg eine stehende Ausstellung mit Verkaufsräumen unterhält. Dem alten Kunstfleiß und Heimarbeit werden hier neue

Bahnen eröffnet zum Heil der weitesten Volkskreise, mitten im stolzen Maschinenzeitalter gesunde Pläne, die von keiner Maschine jemals erreicht und nie gestört werden können. Aufgefallen ist mir, daß weder hier noch z. B. auch in der Kasehubei das Klöppeln bodenständig gewesen zu sein scheint.

Eine unscheinbare Pforte führt hinein in das ca. 8000 qm große Gebiet des kultur-historischen Museums, mit seinen 22000 Nummern über mehr als 50000 Gegenständen. Der Wert der Baulichkeiten und Sammlungen soll 1 Million Kronen übersteigen. Lunder Vereine, von Studenten angeregt und mitgepflegt, haben seine Stiftung ins Werk gesetzt. Der erste Schritt, so berichtet Karlin, wurde getan bei einer Versammlung von einigen besonders interessierten Volkskundlern im Pfarrhofe zu Huarød in Nordschonen am Mitsommertage 1882, also vor nun 30 Jahren. Mit finanzieller Unterstützung durch den Pfarrherrn Johansson begann bereits damals die Sammelarbeit, deren Ergebnis noch vor Ausgang der Sommerferien in 250 geschenkten oder gekauften Gegenständen bestand. Diese wurden nach Bekanntmachung in den Kirchen für das Landvolk der Gegend ausgestellt, bevor sie nach Lund übergeführt wurden. Vergrößert durch Schenkungen und Depositionen wurde sie im Oktober 1882 dem Publikum erstlich zugänglich gemacht.

Der Ort war ein von der Universität überlassener Raum der alten Bibliothek. Schon 10 Jahre später zählte man 8000 Nummern, am 25jährigen Jubeltage 1907 waren es 18000, 1911 schon die vorher genannten 22000. Außerdem umfaßte die Bibliothek bereits 1250 Nummern. Im Rechnungsjahre Juni-Mai 1910/11 zählte man 24531 Besucher, deren Zahl 1901/02 z. B. erst 10705 betrug. Der Etat balancierte 1910/11 mit weit über 600000 Kronen. Seit seiner Begründung ist das Museum von mehr als 300000 Personen besucht worden. Es kommt ja alles darauf an, daß man die aufbewahrten Gegenstände nicht nur in chronologischer Ordnung hintereinander zu sehen erhält, sondern daß sie in solchen Häusern beisammen sind, denen sie einst als Hausrat angehörten, und daß sie eine solche Umgebung (Milieu!) schaffen, als ob die wieder erwachten einstmaligen Benutzer sie nur in die Hand zu nehmen und so sofort weiter zu gebrauchen vermöchten. Deshalb hat man alte Gebäude in den Museumshof versetzt oder

fehlende Teile geschickt ersetzt und nach altem Muster neu aufgerichtet, auch die Höfe und gärtnerischen Anlagen demgemäß gestaltet, z. B. den alten Ziehbrunnen oder Bienenstände nicht vergessen, ja ein Exemplar der alten Kuhrasse nebst Geflügel und anderem Getier ins Museum geführt. So entsteht eben das Freilicht- resp. Freiluftmuseum, das allein einer Sammlung aus vergangenen Tagen zu dem ihr gebührenden Recht verhilft. Mit wenig Ausnahmen, die aber durch Platz- oder Geldmangel erklärt werden, ist dies in Lund völlig gelungen. Das bleibt sein Ruhm, und es ist ein hochbefriedigender Genuß, dort gewesen zu sein.

Die rot bemalte, schindelbekleidete Blockhauskirche von Bosebo in Snåland, die im Jahre 1894 vor dem bereits beschlossenen Untergange gerettet und hierher versetzt wurde. (Wenn das doch unserer so verständnislos zerstörten uralt-pomerellischen Kirche zu Chmielno vor 70 Jahren angetan wäre!!) Direktor Karlin schreibt: Die Kirche soll das Bild eines alten Heiligtums bieten, über das kein Bildersturm dahingegangen, sondern worin jedes Zeitalter in Ruhe seine kulturellen Eigentümlichkeiten hat ablagern und bewahren können. In der Kirche werden seit manchen Jahren an den Volkssonntagen Vorträge über folkloristische und kulturgeschichtliche Themen gehalten und der kulturhistorische Verein tritt in dem ehrwürdigen Gotteshause zu seinen Jahresversammlungen zusammen. Wenn wir das erst könnten!

An zwei Opferstöcken und einem alten Meilenstein vorbei kommen wir zum zweiten Prachtstück des Museums, zum Blekinger Bauernhof aus Nybygdén — ein reizvolles Märchen aus der Zeit vor 200 Jahren. Ein laubenartiger Altan gestattet eine Aussicht über die ganze Museumsanlage, wie man zuletzt erst wieder von einer Außentreppe des Gildehauses der Kalandsbrüder zu Lund hat (Kalendehuset). In der Herdstube (Ryggåsstuga) sehen wir drei Frauen der Familie beisammen, in lebensgroßen schmucken Figuren, alle Geräte und die Trachten sind echt. Im Innengarten draußen duftet Lavendel und Salbei, an der Tür der Fliederbaum, hinter dem Hause liegt der Hopfengarten. Ein lebender Obstbaum, unweit vom Pfade zum See hinterm Reisigzaun, trägt den Hebebalken des Brunnens. In den vier zusammengehörenden Gebäuden dieses Stückes hat man einen großen Teil dessen bei-

sammen, was den Besucher in das Leben der vergangenen Zeit, deren erhaltene Denkmale er sucht, gewissenhaft und treu hinführen kann. So, bereits in seiner Schaulust halb gesättigt und tief befriedigt, lenkt er endlich seine Schritte weiter. Er weiß, was er noch zu finden und zu sehen hat, ist in gleicher Weise kundig ausgebreitet.

So bleibt der Eindruck in den drei vollständigen Bauernhaus-Interieurs, die wieder als Staffage in die Tracht der betreffenden Gegend gekleidete Gruppen von Figuren haben, z. B. an der Wiege, am Spinnrad, und schier überreich gefüllt sind mit durchweg ortstreuem Hausrat. Eins dieser Häuser, die Kate des alten Måns Larsson von Huarød, sagt Karlin, in der er selbst 1828 den Schornstein zu dem vorhin offenen Herde aufmauern ließ, während er sie im übrigen bis in die 70er Jahre in ihrer uralten Gestalt beibehielt, kann in gewissem Sinne als die Urzelle des kultur-historischen Museums betrachtet werden.

. . . Wir nähern uns dem Ausgang. Am Klostergarten liegt das Kalendehuset, darinnen die hochbedeutsame Sammlung vorgeschichtlicher und namentlich Lundener Altertümer, darunter ältestes unglasiertes schwärzliches Töpfergut von wendischem Typus, deutsches Steingut usw. Über 1500 Nummern sind im ganzen, ungerechnet die Schätze des Gildenzimmers und der merkwürdigen Gruftkammer. Kein nordgermanisches Museum kann sich einer so reichen Sammlung für die archäologische Orts-geschichte rühmen¹⁾. Doppelt bedauerlich erscheint es da, wie uns Danzigern der Erwerb der Gieldzinski'schen Sammlung ent-schlüpfen konnte, ihr Katalog allein beweist es. Noch wäre es Zeit, aus weitverzweigtem Privatbesitz der Stadt und des ganzen umgebenden Pomerellens, auch aus der mit Unrecht oft so gering geschätzten Kaschubei, ein ähnliches gleich dem verlorren wieder zu schaffen. Unsere arbeitsfrohe Stadtbibliothek, genau so das Staatsarchiv weisen den Weg: wo Kauf nicht möglich ist, da bildet sich dennoch ein Depositalschatz von unermeßlichem Wert; und gütige Stifter werden den fehlenden Rest schenken. Es handelt sich nur darum, erst eine Stätte zu wissen, zu schaffen, zu haben, die der weitesten Öffentlichkeit zugänglich sei, zu

¹⁾ Lange nicht alles vorhandene konnte öffentlich ausgestellt werden!

welcher als dem rettenden Hafen all die still verwahrten Stücke aus der peinlichen Hut der Heimlichkeit vor den Blick des Forschers und der mitfühlenden Volksgemeinde hinfließen könnten! Möge über dem Kaschubischen Freiluftmuseum zu Sanddorf ein günstiger Stern walten. Vielleicht aber erwacht zugleich der Gedanke, es in einen leichter zu erreichenden Ort zu bringen. Schon das der zuführenden Bahnen nicht entbehrende Lund-Museum würde in Malmø seine Besucherzahl bald verzehnfacht finden. Das hat Stockholm mit seinem ersten Schaffen rechtzeitig erkannt und ist z. B. an der anderen schwedischen Universitätsstadt Upsala klug vorübergegangen. Immerhin liegt Lund unweit des Hauptverkehrs.

Wir richten zum Schluß unsere Augen nach Sanddorf und dem was dort so dankenswert geschieht. — Wie man Altertümer »sammeln, hegen und pflegen« soll, beschreibt Karlin im Wegweiser S. 51—54. Ich kann nur sagen: Helfen Sie alles sammeln, aber wirklich alles. Dem Kenner fügt erst dann sich ein Glied zum anderen, genau so wie dem Maler alle Pinselstriche, dem Radierer alle Teile seiner Arbeit wichtig sind. Ich wiederhole: alle! Erst die Zukunft zeigt, leider zu spät, was sonst verloren geht. Und dann, schaffen Sie den Platz, wo die Schätze nicht verpackt oder schematisch wie zum Kauf ausgebreitet da liegen, in wenig nützlichen Reihen, sondern wenden Sie der großen Bewegung unserer Tage sich zu, die in besserer Erkenntnis zu sagen weiß, daß wertvolle unersetzbare Museumsstücke nur genau in dieselbe gleiche Umgebung gehören, in welcher sie einst lebendig waren. Dazu gehört allerdings mehr Platz und ein anderer Raum, als der bloße Bau eines sie aufnehmenden Hauses hergibt, und sei er selbst noch so stilvoll oder harmonisch in seine Umgebung eingebaut. Man wird da manches andere Haus versetzen, event. auch restaurieren müssen, wie es zu Lund geschah. Es macht Kosten, die dem Freunde der Sache Sorgen bereiten, die aus bloßen Mitgliederbeiträgen usw. nicht allein zu decken sind. Lund hat seine Lotterie mit einem Etat von hohen Zehntausenden. Unsere Nachbarstadt Königsberg hat sie für das Jahr 1913 in der malerischen Schlucht des Tiergartens zu eröffnende Freiluftmuseum erhalten, die Ziehung der VI. Reihe geschieht am 12. Dezember a. c., der

Deutsche Verein Naturschutzpark hatte sie Ende November — sind wir Westpreußen jetzt nicht auch an der Reihe? Ich meine: Ja! Leisten wir auch diesen Teil der Arbeit, es wird, kann und muß gelingen.

Vor Jahren machte Beuthen in O.-S. den Versuch und verpflanzte eine interessante Holzkirche in seinen entstehenden Stadtpark.

Wir schützen die sichtbaren Denkmale durch Ortsstatute, zuweilen leider erfolglos. Aber ein verheißender Anfang ist doch gemacht. Wir schützen in gleicher Liebe Reservate der Natur und was sonst der Erhaltung wert ist. Der Kenner weiß um den oft unersetzlichen Wert seiner Bücher und Handschriften, er erwirbt mit stillem Eifer sich nur zu wenig beachtete oder unterstützte Verdienste. Wir schicken uns an, die leidige Kriegsgeschichte durch die sonnige Kulturgeschichte zu ersetzen. Nun wohlan, dann muß unser ernstestes Augenmerk sich hinrichten auf die kleine (dem Aussehen nach) und doch so großwichtige verborgene, bei Nachlässen vergessene, von Zeitmoden zerstörte Kulturwelt von Gebrauchsgegenständen des täglichen Lebens, der Erzeugnisse der Kunst des um sein Dasein ringenden Handwerks, des stillen durchaus nicht Eigenbrödelei bedeutenden Volksfleißes und alles dessen, was vergangenes sowie gegenwärtiges Leben darstellen helfen kann als eine Macht, die im Gemütsleben unverwelkliche Wurzeln des Lebens hat, das interessant ist überall wo man es packt!

Sagen.

16. Die Sage vom Schloßberg bei Bendargau im Kreise Neustadt.

Von Klawikowski, Lehrer in Bendargau.

Nicht weit von Bendargau fließt ein Bächlein, die Damnitz, ein Nebenfluß der Leba. An der Damnitz steht der Schloßberg (Somköwnisko). Von diesem erzählen sich die Leute folgende Sage:

In alten Zeiten stand auf diesem Berge ein Schloß, in dem ein reicher Graf wohnte. Zu seinem Gesinde gehörte auch eine Magd. Sie mußte täglich aus dem Flusse das Wasser in das Schloß tragen. Das fiel ihr sehr schwer und sie fluchte auf die Bewohner des Schlosses in gar gräßlicher Weise. »Möge das Schloß samt seinen Bewohnern auf den Grund der Hölle versinken!« Ihren Wunsch hatte sie aber in einer verhängnisvollen Stunde gesprochen, denn das Schloß sank in die Tiefe. Die Magd wurde auch hinabgezogen. Der Graf war zu jener Stunde nicht daheim. Er war von einem seiner Freunde zu einer Hochzeit geladen. Als er in später Stunde zurückkehrte und nichtsahnend über den Schloßplatz zum Schlosse fahren wollte, stürzte auch er in den Abgrund. Der Berg schloß sich dann wieder. Es vergingen viele Jahre. Die Stelle, wo einst das prächtige Schloß stand, war verödet. Wald bedeckte den Boden, und nur noch einige ganz alte Leute erzählten von dem schrecklichen Ereignis.

Da ging ein Mann, der sich im Nachbardorfe Stonskowo beim Kartenspiel etwas verspätet hatte, abends durch die Schlucht. Er mußte an dem Schloßberge vorbei. Dort traf er eine weiße Frau mit einem großen Hunde. Sie trat dem Manne in den Weg und sprach zu ihm: »Greife den Hund! Du wirst dadurch dich und andere glücklich machen.« Doch es gelang dem Manne nicht, den Hund zu fangen. Da trat die Frau wieder zu ihm heran und sagte: »So nimm mich auf deine Schulter und trage mich auf die andere Seite des Flusses, dann wirst du mich und das Schloß erlösen.« Der Mann nahm die Frau auf den Rücken und wollte den Fluß überschreiten. Doch zu seinem Schrecken bemerkte er, daß er nicht im Flusse, sondern auf einem dünnen Seile ging, das von einer Seite der Schlucht zur andern hinüberreichte. Unter ihm breitete sich die leibhaftige Hölle aus. In großen Scharen umtanzten ihn die Teufel, schüttelten das Seil hin und her und suchten ihn hinunterzustoßen. Zitternd stand der Mann da, keuchend unter der unheimlichen Last, die immer schwerer wurde und wagte keinen Schritt vorwärts. Da sah er, wie einer der Teufel mit einer brennenden Fackel geflogen kam und sie grinsend unter das Seil hielt. Schon begann das Seil zu brennen und nun meinte der Mann verloren zu sein. Er

warf seine Last ab und floh — — und alle Gespenster waren verschwunden. Das Schloß wartet aber noch heute auf Erlösung.

Sitten und Gebräuche.

7. Kinderspielzeug.

Von J. Gulgowski in Sanddorf.

(Mit Zeichnungen von Leo Müller-Bromberg.)

Im kaschubischen Bauernhaus kennt man noch heute wenig gekauftes Spielzeug. Höchstens bringt die Mutter einmal vom Markt eine Puppe oder eine Klapper. Doch diese Sachen sind für Dorfkinder zu wenig widerstandsfähig und werden in wenigen Stunden vernichtet. Das ist kein Unglück. — In dem Kinde ist nun einmal ein Spieltrieb, ein Tätigkeits- und Schaffensdrang. Und es ist eine Freude zu beobachten, wie die Kinder aus eigenem Antrieb sich Spielgeräte anfertigen. Das Kind sucht in erster Linie das darzustellen, was es sieht. Es sucht die Tätigkeit der Erwachsenen nachzuahmen. Und wohl in erster Linie geht das Dorfkind an die Herstellung der Geräte, die es in seiner Umgebung zum Vorbild hat. Auf der Straße sieht man, wie sich die Kinder als Baumeister betätigen. Sie bauen Backöfen aus Lehm und Sand, formen Brote, die sie in den Ofen zum Backen einschieben. Sie durchstechen einen Sandhaufen, um für einen vermeintlichen Flußlauf ein Bett zu schaffen. Sie richten Brücken auf über Bäche und Ströme. Das geschieht alles mit einer selbstbewußten Sicherheit und Selbstverständlichkeit. Die junge Phantasie treibt hier oft gar wunderliche Blüten. — Sind die Kinder größer, beginnen sie mit der Herstellung eines Wagens, auf dem man das erforderliche Material herbeiholen kann. Es fehlt kein wesentlicher Bestandteil. Die Räder, die Achsen, die Lager- und die Seitenbretter, die Rungen, die Deichsel werden oft mit den primitivsten Mitteln angefertigt und regelrecht zurechtgesetzt. — Im Winter wird an dem Schlitten gebastelt. Es werden Windmühlen gebaut, die man an dem Dachfirst befestigt, wo sie vom Winde lustig getrieben werden.

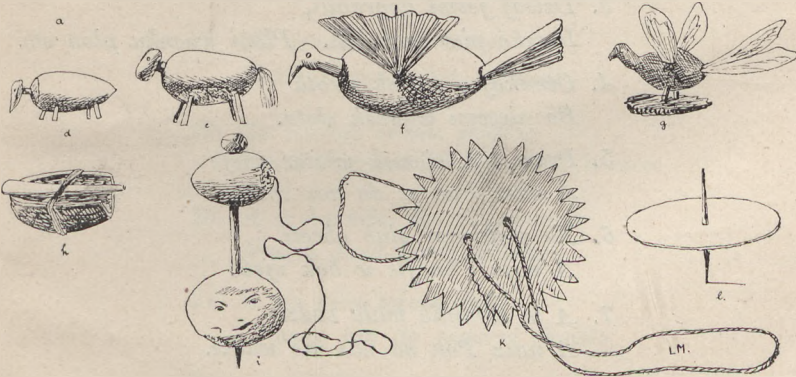
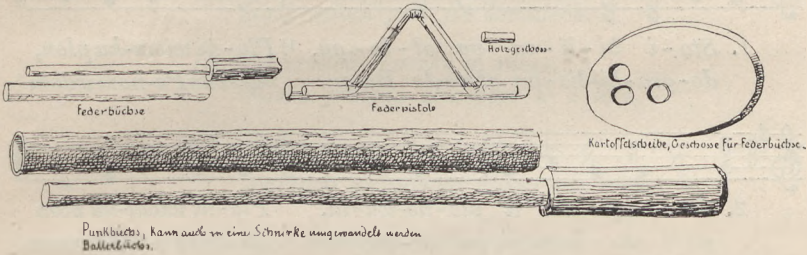
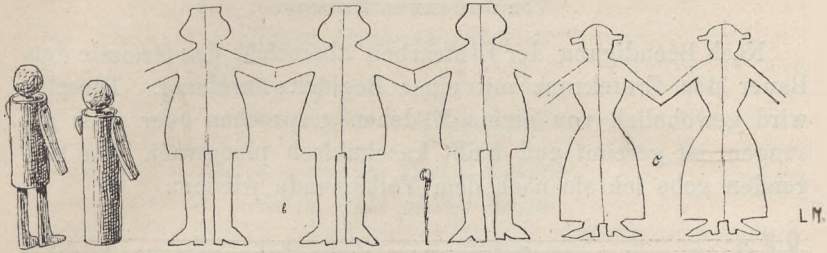
Aber daran läßt man sich nicht genügen. Die Mädchen müssen ihre Puppen haben. Es ist außerordentlich einfach, wie man sich da hilft. Ein rundes Klötzchen ist der Rumpf. Eine männliche Puppe bekommt noch ein paar Beine angesetzt, bei der weiblichen ist es ja nicht nötig, da die Kleider alles verdecken. Die Arme sind dünne Brettchen, die mit ein paar Holzstiften befestigt werden. Der Kopf ist in der Regel eine Kartoffel, die an und für sich Vertiefungen für Augen, Ohren und Mund hat, nur die Nase ist zu modellieren. — Die Mädchen lernten sehr bald aus Papier Silhouetten für Männer und Frauen auszuschneiden. Sobald man sie auseinandernahm, gab es eine lange Reihe Männlein oder Weiblein, die man einen Tanzreigen aufführen ließ.

Eines Kindes Phantasie, sofern sie unbeeinflußt bleibt, findet überall Anhaltspunkte zum Schaffen. Aus einer Kartoffel ist mit Hilfe weniger Klötzchen bald eine Taube hergestellt, bald ein Pferd. — Zu Pfingsten wird der heilige Geist hergestellt. Ein ausgepustetes Hühnerrei bildet den Rumpf, aus Papier werden Flügel und Schwanz gemacht und der Kopf wird aus Teig geknetet, der Schnabel wird rot angefärbt und die Augen schwarz angedeutet. Diese Taube, als Symbol des heiligen Geistes, wird an den Deckenbalken gehängt (*f, g*). —

Um die Weihnachtszeit, wenn Walnüsse zu haben sind, werden aus den Schalen Klappern gearbeitet (*h*). Die Knaben fertigen sich ihre Kreisel selbst an. Ein Stück Holz oder Pappe bohrt man mit einem Nagel durch und hat einen primitiven Kreisel (*e*). Komplizierter ist die Form (*i*). Aus einer Nuß wird der Inhalt ausgehöhlt, es werden Löcher gebohrt, durch die ein Hölzchen geschoben wird, an deren unterstem Ende eine Kartoffel befestigt ist, um das Gleichgewicht zu geben. Durch schnelles Abwickeln einer Schnur bringt man das Stäbchen zum Kreiseln. — *k* ist ein Holzscheibe mit zwei Löchern, durch die eine Schnur geht. Durch Ziehen und Nachlassen der Schnur macht die Scheibe eine kreiselnde Bewegung. —

Vor Weihnachten, wenn auf dem Lande die Gänseschlachtzeit ist, fertigen sich die Knaben ihre Knallbüchsen an. Die Flügelknochen werden glatt abgefeilt, daß sie eine fingerlange offene Röhre bilden. Die Öffnungen werden durch Hineinstemmen

in eine Kartoffelscheibe verschlossen. Mit einem Holzstößel schiebt man den vorderen Verschluss in die Röhre hinein, bis mit lautem Knall der Pfropfen herausfliegt. Man macht diese Ballerbüchsen auch aus Weidenzweigen und Federposen.



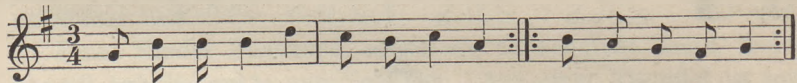
Es ist kein Nachteil, wenn die Kinder keine gekauften Spielsachen erhalten. Sie werden dadurch veranlaßt, sie selbst zu erfinden. Die Phantasie wird angeregt, die Geschicklich-

keit der Hand wird geübt. Hier liegen meist die ersten Anfänge einer Volkskunst, die Lust zum eigenen Schaffen und Gestalten.

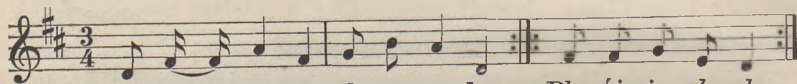
8. Plonowańi — Ernteglückwunsch.

Von Johannes Patock.

Nach Beendigung der Erntearbeit überreicht das Gesinde dem Bauer den Erntekranz mit einer Beglückwünschung. Dieselbe wird gewöhnlich von einem Mädchen gesprochen oder auch gesungen, ist gereimt und heißt kaschubisch plonowańi. Im Folgenden gebe ich sie nach dem Volksmunde wieder:



1. *Sto - i bi - li - ca na ot - lo - gu, ¹⁾ Pło - ni wion - ku plon,*
do - gra - bi - lis - mi chwa - la Bo - gu: na - szim Pa - nom wdom!



2. *Bo - daj zes ti plo - no - wa - la, Pło - ni wion - ku plon*
po sto kor - ci po - si - pa - lo: na - szim Pa - nom wdom!

3. *Dzisaj jesmi dograbili,*
Beczke piwa zarobili. Płoni wionku plon etc.
4. *Otmikajce szerok wrota*
Bo niesemi wionek slota.
5. *Przes ten wionek wiater wieje*
A nasz Pon se do nas smieje.
6. *Na podworze slub obceti*
A nasz Pon jie w bok ujeti.
7. *A w kominie malo sadzi*
A nasz Pon na nas nie wadzi.
8. *A nasz bula dlugi wogon,*
Naszemu Panowi zniwo dodom.

¹⁾ *Var. Plon niesemi plon —*
Naszim Panom wdom.

9. *Nasz bula mō wēldzi oczī,
Nasza Pañi piwo toczī.*
10. *A na niebie czarna burza
Nasza Pañi nibi roza.*
11. *Na podworze jie balija
Nasza Pañi jak lelija.*
12. *A wogrodze sę zeleñi
Naszi pañi kled sę mieni.*
13. *A wogrodze drobni kwiatki,
Nasza Pañi piękne dzatki.*
14. *A wogrodze stoi szlizek
Nasz mlodi pon jie szmidech.*
15. *Za ztodolo kaczkī w rzece,
Nasza frełona ztrzebrze w z loce.*
16. *Na podworze lezō wjēchce
Naszich Parobkow zodna nie chce.*
17. *A w kurniku kurczi piejō
Do naszich dzewk sę parobce smiejō.*
18. *Na ztodoli lechi daczi
Naszi Parobce bez tobaczi.*
19. *Za ztodolō swinie piszczō
Naszi Parobce sę w buxach wiszczō.*
20. *A w kurniku kurczi gdakajō
Naszio Jona konie zkōkajō.*
21. *A po polu wrona lōtō
A nasz Jan do dzewczi chwōtō.*
22. *Za ztodolō stoi lipa
Nasza Hanka chce do bika.*
23. *A nasz bula czōrni oczī
A nasz Pon ju piwo toczī.*

24. *Nasza Pahi za dwierzami*
Niesie tablit ze sklonkami.

Anmerkung.

Den Text und die erste Melodie habe ich in Strellin, die zweite Melodie in OXHÖFT aufgezeichnet. Die Verse sind nicht, wie sie auf den ersten Blick erscheinen, sinnlos; bei ihnen muß man die »kecken Würfe« der Poesie eines Naturvolkes bewundern. Mit Hilfe von Erläuterungen, die mir eine 70 Jahre alte kaschubische Frau gab, übertrage ich einzelne Verse sinngemäß ins Deutsche, die anderen mögen in wörtlicher Übersetzung folgen.

1. Jetzt seht nur Beifuß auf der Brache. Das Getreide haben wir zusammengeharkt und bringen unserer Herrschaft den Erntekranz, das Sinnbild des Feldertrages, ins Haus.

4. Öffnet weit das Hoftor, denn wir tragen den goldenen Ährenkranz.

7. Unsere Ordnungsliebe hat uns nicht vergessen lassen, sogar den Schornstein vom Ruß zu reinigen, deshalb schimpft der Herr nie auf uns.

16. Weggeworfen wie Strohwisehe auf dem Hofe sind unsere Burschen, keine Maid mag sie freien.

(*Plon* = Feld- oder Ernteertrag; *plon niesemi plon* = den Feldertrag, den Feldertrag tragen wir! *Ploni wiconku plon* mag dasselbe bedeuten!)

1. Der Beifuß steht auf der Brache,
Die Ernte ist zu Ende, Gott sei gelobt.
2. Müge es einen hundertfachen Ertrag geben.
3. Heute ist die Ernte beendet,
Eine Tonne Bier haben wir verdient.
4. Öffnet breit das Tor,
Denn wir bringen den goldenen Kranz!
5. Durch den Kranz weht der Wind,
Unser Herr lächelt uns zu.
6. Auf dem Hof steht ein glatter Pfahl,
Unser Herr steht mit in die Seiten gestemten Händen.
7. Im Schornstein ist wenig Ruß,
Unser Herr schelt uns nicht.
8. Unser Bulle hat einen langen Schwanz,
Unsers Herrn Ernte ist zu Hause.

9. Unser Bulle hat große Hufe,
Unsere Herrin zapft Bier ab.
10. Am Himmel ist eine dunkle Wolke,
Unsere Herrin ist wie eine Rose.
11. Auf dem Hofe steht eine Tonne,
Unsere Herrin ist wie eine Lilie.
12. Im Garten grünt es,
Das Kleid unserer Herrin glänzt.
13. Im Garten sind kleine Blümlein,
Unsere Herrin hat schöne Kindlein.
14. Im Garten steht ein Reiß,
Der junge Herr ist gewandt.
15. Hinter der Scheuer sind die Enten im Fluß,
Unser Fräulein flattert beim Gehen.
16. Auf dem Hofe liegen Strohwinde,
Unser Knecht soll kein Mädchen heiraten.
17. In dem Hühnerstall krähen die Hühne,
Zu unsern Mädchen lachen die Burschen.
18. Auf den Scheuern sind schlechte Dächer,
Unsere Knechte sind ohne Tabak.
19. Hinter der Scheune wühlen die Schweine,
Unsere Knechte suchen Läuse in der Hose.
20. Im Hühnerstall gackern die Hühner,
Die Pferde vom Johann springen.
21. Auf dem Felde fliegt die Krähe,
Unser Johann geht zu den Mädchen.
22. Hinter der Scheune steht eine Linde,
Unsere Hanka ist heiratstoll.
23. Unser Bulle hat schwarze Augen,
Unser Herr sticht das Bier an.
24. Unsere Herrin hinter der Türe,
Trägt das Tablett mit den Gläsern.

Anzeigen.

Die Ortsnamenänderungen in Westpreußen gegenüber dem Namenbestande der polnischen Zeit. Von Max Bär und Walther Stephan. Danzig, A. W. Kafemann, 1912. Preis: 4 M.

Das vorliegende Werk enthält in alphabetischer Anordnung ungefähr achttausend Ortsnamen Westpreußens. Es werden sowohl die früheren als

die jetzigen Bezeichnungen aufgeführt. Die heute geltenden Namen sind durch ein * hervorgehoben. Bei ihnen ist auch der zuständige Kreis und oft das Datum der letzten Umnennung vermerkt. Dahinter stehen die früheren Benennungen des Ortes in verschiedenen Variationen. Nähere Angaben über die Zeit, in der die einzelnen Formen gebraucht wurden, sind jedoch nicht gemacht. Die heute nicht mehr gängigen Ortsnamen — d. h. die vielfach nur von Behörden nicht mehr gebrauchten — haben Hinweise auf die jetzigen — behördlichen — Namen, auf etwaige Eingemeindungen oder sonstige Veränderungen. Bei den polnischen Ortsnamen ist nicht ersichtlich, wie weit sie heute auch schon im Volke unbekannt geworden sind, und welche von ihnen noch neben der behördlichen Bezeichnung viel im Volke gebräuchlich sind.

Beispiele:

*Funkelkau, Kr. Berent, früher Waglikowice.

*Gdingen, Kr. Neustadt, früher auch Gdynia, Gdigna.

Wdzidze s. Sanddorf.

Dem eigentlichen Namenverzeichnis — »Teil B. Nachweis der Ortsnamenänderungen und der eingegangenen Ortsnamen gegenüber dem Namenbestande der polnischen Zeit —«, das gemeinsam von den beiden Herausgebern bearbeitet worden ist, geht eine ausführliche »Einleitung von Dr. Bär« voraus, die zunächst über Anlaß und Anlage des vorliegenden Handbuchs Aufschluß gibt, dann grundsätzliche Betrachtungen über die Ortsnamenänderungen anstellt und schließlich von der Bearbeitung eines historisch-geographischen Ortslexikons im königlichen Staatsarchive handelt.

Als ein Teilergebnis jener Bearbeitung stellt sich das vorliegende Werk dar.

Der Verfasser, Geh. Archivrat Dr. Max Bär, ist es gewesen, der angesichts der Tatsache der Namensvielfalt und des vielfachen Namenwechsels und der dadurch entstandenen Schwierigkeit der Feststellung von Orten, die in alten Urkunden und in Akten der neueren und selbst neuesten Zeit genannt werden, nach ihrer Lage und ihrer heutigen Benennung sich veranlaßt gesehen hatte, seinerzeit bald nach Einrichtung des Danziger Staatsarchives dem vormaligen Herrn Oberpräsidenten, jetzigen Staatsminister Dr. Delbrück, Vortrag darüber zu halten und die Bearbeitung eines Ortslexikons anzuregen. Das historisch-geographische Wörterbuch sollte über den Rahmen der heutigen Ortsverzeichnisse, die nur die für den jetzigen Verkehr interessierenden Angaben machen, hinausgehen und unter anderem auch über die Entwicklung der wechselnden Namen durch Wiedergabe der diese Entwicklung kennzeichnenden Namenformen Aufschluß geben. So mußte auch für die seit Jahren geübte Änderung polnischer, dem Deutschen unverständlicher und oft unaussprechlicher Ortsnamen, die Bearbeitung dieses Nachschlagewerkes von grundlegender Bedeutung werden. Es will eine Handhabe bieten, die einstigen deutschen Namen der Ordenszeit wieder zur Geltung zu bringen und, wo solche fehlen, aus den alten Namenformen lehren, wie unsere Sprache polnische Namen eingedeutscht, oder wie die

polnische Sprache deutschen Namen sich angepaßt hat. So leitet der Verfasser im zweiten Abschnitt der »Einleitung« aus den Beobachtungen über die Namensänderungen in früheren Jahrhunderten Regeln ab, die ihm für die Ausführung unserer heutigen Ortsnamenänderungen vier aufgestellte Grundsätze als erstrebenswert erscheinen lassen.

Wenn Umnennungen vorgenommen werden, so sollte das wenigstens nach bestimmten Grundsätzen geschehen. Wenn es schon bei alten Namen interessant ist, nach dem Ursprung zu fragen, so liegt bei neueren Namen die Frage noch viel näher, wie eine Ortschaft zu ihrer Benennung gekommen ist. Aber viele Dörfer können nur ähnliche »Erklärungen« abgeben, wie sie einmal über den Ort Schönsee gegeben wurde, der seinen Namen daher haben soll, daß er weder »schön« sei, noch einen »See« habe.

Am Anfang der »Einleitung« weist der Verf. auf die Schwierigkeit hin, »die es schon für die gelehrte Forschung biete, im Einzelfalle eine Örtlichkeit der Ordens- und der polnischen Zeit nach ihrem heutigen Namen festzustellen«. »In dem Geschäftsgang der Behörden ist das vollends unmöglich. Selbst die Ortsnamenänderung der preußischen Zeit und sogar die der letzten Jahrzehnte können von ihnen nicht mehr vollkommen erfaßt werden.« In einer Fußnote wird Klage darüber geführt, daß »die Ortsverzeichnisse gar keine Hilfe böten, weil sie die älteren Namen auch bei der erstmaligen Aufführung neuer Namen nicht hinzufügen. Auch auf Kreiskarten ist das nur ganz vereinzelt der Fall«.

Unverständlich ist es daher, wenn gegen Schluß der »Einleitung« der Verfasser uns eröffnet, daß »zwar nicht für die Arbeit am historisch-geographischen Ortslexikon selbst, wohl aber für eine spätere Drucklegung von der Aufnahme von Flurbezeichnungen abgesehen worden sei« und dieses damit begründet, »daß auch hier die Arbeit nicht im Verhältnis zu dem Nutzen steht, der sich schließlich darauf beschränken würde, daß wir fremdes Sprachgut sammeln und erhalten.«

Sollten jene Herausgeber der vorhin erwähnten Ortsverzeichnisse nicht deshalb es unterlassen haben, die älteren Namen wenigstens bei der erstmaligen Aufführung neuer Namen hinzuzufügen, weil sie ähnliche Befürchtungen bezüglich Erhaltung fremden Sprachgutes gehegt hatten? — Dadurch ist aber nicht nur fremdes, sondern sehr oft »eigenes Sprachgut« verloren gegangen. Denn wenn ein Name im Volksmunde z. B. slavisch klingt, so ist es immer nicht gesagt, daß er slavischen Ursprungs ist.

L. Borkowski.

Wanderungen durch die Tuchler Heide. Von E. Wernicke, Marienwerder. Danzig, A. W. Kafemann, 1913. Mit 45 Abbildungen, einer Übersichtskarte und 8 kleinere Karten. Preis: 1 M.

Das Büchlein gibt mehr als es durch seinen Titel verspricht; denn den 36 »Wanderungen in der Tuchler Heide« ist ein umfangreicher »Allgemeiner Teil« vorangestellt. Darin macht der Verfasser den Wanderlustigen mit den wichtigsten Verhältnissen des zu durchstreifenden Gebietes bekannt. Zu-

nächst werden die Grenzen der Heide bezeichnet, wobei ein Stück der südlichen Kaschubei in den Bereich der Tuchler Heide — entsprechend seinem landschaftlichen Charakter — gezogen wird. Dann folgen geologische und geschichtliche Angaben. Ferner werden die Forstwirtschaft, die Pflanzen- und Tierwelt in Beiträgen von Fachleuten behandelt. Den heute kaum mehr gekannten Betrieben der Beutnerlei, Kohlen- und Teerbrennerei, der Glashütten und Bernsteingräberei sind besondere Kapitel gewidmet. Schließlich wird das Volk in der Heide und seine Lebensweise charakterisiert — wobei auch Holzdiebstahl und Wilddieberei nicht ungenannt bleiben können — und kurz erwähnt, welche Versuche zur Hebung des Wohlstandes der Bevölkerung gemacht worden sind. Hierbei spricht der Verfasser von der »Sachsengängerei«, die »im Herbst große Summen in die Heide bringen soll, so daß die Hungerzeiten im Winter aufgehört haben«. Aber auch einen idealen und volkswirtschaftlichen Nutzen der Sachsengängerei sieht der Verfasser darin, daß »gleichzeitig die Leute fern von Hause und losgelöst von dem schädlichen Bann, den nationale und konfessionelle Vorurteile um sie zogen, die vielen Errungenschaften des modernen Ackerbaues kennen lernen«. »Die Äcker daheim werden, seitdem die Sachsengängerei üblich geworden ist, rationeller und ertragreicher bewirtschaftet als früher. Aus der Sehnsucht nach Verbesserung der äußeren Lage folgt vermehrtes Verlangen nach Verdienst, und daraus der Wunsch zu arbeiten.« Diese Forderungen dürften im allgemeinen nicht zutreffen. — Das Loslösen von der Scholle wirkt auf die Dauer immer verderblich.

Im »Besonderen Teil« werden 36 Wanderungen — Spaziergänge und Tagestouren — nach Art der Reiseführer besprochen. Die Übersichtskarte und die acht Kartenrisse sind deutlich, die zahlreichen Abbildungen vorzüglich. Bemerkte sei, daß das vorliegende Büchlein — unter Nr. 16 — zu der bekannten Bücherreihe »Nordostdeutsche Städte und Landschaften« gehört.

L. Borkowski.

»Führer durch Westpreußen«, herausgegeben vom Verkehrsverband Westpreußen, Verlag A. W. Kafemann, G. m. b. H. Danzig 1913. 50 Pfg.

Das Buch will allen denen, die der Provinz Westpreußen einen Besuch abstatten wollen ein zuverlässiger Führer und treuer Berater sein. Danziger Schriftsteller, wie Prof. Dr. Simson, Prof. Dr. Sonntag, Prof. Dr.-Ing. Oder, Dr. Grünspan u. a. führen in die Geschichte der Provinz, ihre Bodengestaltung, ihre Verkehrs- und Erwerbsverhältnisse ein. Ausgehend von der Provinzialhauptstadt Danzig, derzeitigen Residenz des Deutschen Kronprinzen, wird der Fremde durch die Sehenswürdigkeiten und die schönen Gegenden der Provinz geführt. Bald sieht er die altherwürdigen Baudenkmäler und Ordensburgen im Bilde an sich vorüberziehen, bald führt ihn das Buch an die erfrischenden Gestade der Ostsee und des Haffs, in die prächtigen Laub- und Mischwälder der Provinz, vorbei an dem großen Seengebiet und über die Hügelkette, in die Heidelandschaften, schnell unter-

richtend und wegweisend. Reisewege, Wander- und Automobiltouren sind an allen Stellen eingestreut, ein besonderer Abschnitt nennt die hauptsächlichsten Verkehrs- und Ausflugswege für Kraftfahrzeuge. Hotel und Wohnungsverhältnisse sind angegeben, auch die Stätten, wo der Fremde Zerstreuung findet. Ein Stichwortverzeichnis und eine gute Karte der Provinz erleichtern den Gebrauch dieses verdienstvollen Buches, das in allen Buchhandlungen erhältlich ist.

Führer durch das ostpreußische Heimatmuseum. Von Dethlefsen.
Königsberg i. Pr. 1913. 8°. 20 S. und 1 Plan.

In diesem Führer erzählt uns Richard Dethlefsen, der ostpreußische Provinzial-Konservator, nach ein paar einleitenden Bemerkungen über die Freilandmuseen Skandinaviens, zunächst die Vorgeschichte des vor kurzem zu Königsberg, in der Freigrabenschlucht des Tiergartens eröffneten Museums. In Ostpreußen »ist noch eine Mehrzahl klar umrissener ländlicher Kulturkreise vorhanden, welche reich und interessant genug sind, um eine dauernde Erhaltung in einigen ihrer besten Beispiele zu verdienen«. So bildete sich 1909 ein Arbeitsausschuß von neun Herren, der den Plan des Museums ausarbeitete und sich durch eine staatlicherseits bewilligte Lotterie die Mittel zum Bau verschaffte. Man verzichtete von vornherein auf die Übertragung alter Originalgebäude und begnügte sich mit Nachbildungen, getreu in der alten Technik. Dadurch wurde eine rasche Bauausführung, wie auch die sichere Auswahl der jeweilig charakteristischen Hausformen ermöglicht.

Unter Leitung des Herrn Geheimrat Dr. Bezzenger wurden ein Hügelgrab aus der jüngsten Bronzezeit und eine vorgeschichtliche Flichburg ausgeführt.

Für alle übrigen Bauten übernahm der Verfasser die Leitung der Ausführung. Es gelangten zur Nachbildung ein ermländisch-oberländisches Bauernhaus (Vorbild aus Bordehnen), ein oberländisches Loggienhaus (aus Gr.-Bärtling), eine oberländische Schurzholzkirche (Reichenau) nebst hölzernem Glockenturm (Manchengut), ein litauisches Bauerngehöft und ein Fischergehöft mit allen ihren Sondergebäuden, eine Schmiede, Wassermühle, Windmühle, ein Backofen, zwei Kirchhöfe und eine Wegekapelle. Mit richtigem Blick sind die wichtigsten Baugruppen ausgesucht, denen sich später noch ein masurisches Haus anschließen soll. Der Führer geleitet uns mit knappen, aber gerade deshalb alles Wesentliche hervorhebenden Worten durch alle Gebäude und bringt auch von den wichtigsten derselben gute Abbildungen; somit ist das Büchlein zugleich ein Führer durch die Holzbaukunst und das Bauernhaus Ostpreußens. Für das Innere der Räume, das noch ziemlich leer ist, will man nun geeignete Stücke in Ostpreußen sammeln: Berufsgeräte des Bauern, des Fischers und des ländlichen Handwerkers, Trachten, Geschirr, Hausrat jeder Art, Grenzzeichen, Literatur, Muster von Erzeugnissen des Hausfließes usw. In dem letzten Abschnitte werden die bisher gemachten Geschenke aufgeführt.

Ostpreußen hat damit eine Anlage geschaffen, wie sie in dieser Vollständigkeit in Deutschland noch nicht bestand, und die in jeder Hinsicht vorbildlich ist. Ganz besonders sollten wir Westpreußen uns hieran ein Beispiel nehmen, da unser Volkstum viel Anklänge mit dem der östlichen Schwesterprovinz hat. Die gemeinsame Grundlage der Ordenskultur schimmert überall durch, hier wie dort ist auch das Holz der Hauptbaustoff, andererseits ist aber bei uns genug Abweichendes in den Einzelformen vorhanden, das den Bau eines eigenen Heimatmuseums in Westpreußen rechtfertigen würde. Jedem, der sich für diese Frage interessiert, wird der hier besprochene Führer reiche Anregung bieten.

Marienburg, Wpr.

Bernhard Schmid.

Das Dorfmuseum in Sanddorf.

Die vorstehende Besprechung des Führers durch das ostpreußische Heimatmuseum und der Beitrag von Archidiakonus Blech-Danzig, S. 140, veranlassen mich auf meine volkstümlichen Sammlungen hinzuweisen, die ich in einem Bauernhaus in Sanddorf untergebracht habe. Es lag mir in erster Linie daran, eine für den kaschubischen Volksstamm charakteristische Bauernstube zusammenzustellen. Das ist zum Teil schon erreicht. Es ist fast lückenlos vorhanden, was in einem Bauernhaus an bemalten Schränken, Truhen, Stühlen, Bettgestellen, Wiegen, Uhren und sonstigem Hausrat zu finden war. Auch was an Tracht sich finden ließ, habe ich bereits gesammelt.

Doch ebenso wichtig, oder noch wichtiger erscheint mir die Sammlung der einfachen, meist primitiven Gebrauchsgegenstände und Wirtschaftsgeräte. Gerade hier ist die Gefahr der Vernichtung am größten. Die meist handgefertigten Sachen, Erzeugnisse eines alten bäuerlichen Hausfließes, werden durch die Marktware verdrängt, achtlos an die Seite geworfen und als völlig wertlos vernichtet. So sind z. B. Wagen mit Holzachsen gar nicht mehr zu finden, ebenso die einst so verbreiteten Holzpflüge auf Rädern. Aber auch Handmühlen, Graupenstampfen, Reinigungsgeräte für Getreide, Häckselladen, Holzsiebe dürften bald nicht mehr zu finden sein. Und ich freue mich, daß ich noch manches Stück für mein Museum habe retten können.

Ebenso wichtig sind die hier üblichen Fischereigeräte, vom Einbauen bis zur Angel. Alles hatten sich die Leute selbst gefertigt.

Und so gibt es hunderterlei Gebrauchsgegenstände, die vielleicht materiell wertlos, aber für die heimische Volkskunde von großer Bedeutung sind. Alle Freunde westpreußischen Volkstums werden gebeten, sich — wenn auch nur gelegentlich — der Sammlerarbeit zu widmen. Damit, wenn einmal der Gedanke, ein Freilandmuseum in Westpreußen zu gründen, verwirklicht wird, ein reiches Material zur Verfügung steht. —